It. coll. 28 (4

<36636360620016

<36636360620016

Bayer. Staatsbibliothek

Ft. coll 28/4

Neue Reiseabentheuer

herausgegeben

von

Christian August Fischer.

Viertes und letztes Bändchen.

Posen und Leipzig,
bey Johann Friedrich Kühn,
1803.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniß.

1. Die Emigrirten in Holland . . Seite 1

1. Erster Abschnitt 5

2. Zweyter Abschnitt 27

3. Dritter Abschnitt 43

2. Die Prinzessin von Bourbon=Conti 61

3. Follie 79

4. Boißy . . . . Seite 113
5. Capitain Wilson 137
6. Die Reise nach Bareges 155
7. Wimpfen 195
8. Harrison 207
9. Ledyard 221
10. Schaw und seine Gefährten 237
11. Paul Jones 253
12. Die Wanderer in den Pyrenäen . . . 275
13. Fischer. 295

I. Die

I.

Die Emigrirten in Holland.

Einleitung.

Holland war mit Tausenden von Emigrirten angefüllt, als es nach Pichegrüs bekanntem Übergange über die Waal und Maas, im Dezember 1794. von dem siegreichen französischen Heere plötzlich erobert ward. Voller Verzweiflung suchten sich nun die Emigrirten durch die Flucht zu

retten, und eilten daher von allen Seiten nach Nordholland. Hier folgt eine umständliche Geschichte ihrer Leiden und ihrer Abentheuer, wie sie nach ihren eigenen Erzählungen bearbeitet worden ist. Man hat dabey für gut befunden, drey Hauptabschnitte zu machen, wovon der erste die Schicksale der Deportirten, der zweyte die Abentheuer der zu Schiffe Gegangenen, und der dritte die Leiden der über den Zuydersee Geflüchteten enthalten wird.

Erster Abschnitt.

Geschichte der Deportirten. *)

1.

Es war den drey und zwanzigsten Januar 1795. — mag einer dieser unglücklichen Männer das Wort ergreifen — und wir sahen uns nun auf allen Seiten

*) So unbedeutend auch diese Details in Vergleichung mit den im zweyten und dritten Abschnitte zu erzählenden außerordentlichen Begebenheiten scheinen mögen, so glaubte man sie dennoch um der Vollständigkeit willen nicht übergehen zu müssen.

umringt. *) Alle Schiffe waren eingefroren, alle Auswege abgeschnitten; jeder von uns überließ sich der Verzweiflung. Endlich kamen sechzig republikanische Husaren an, nahmen uns alles, was wir hatten, packten uns auf einige Leiterwagen, und führten uns unter tausend Beschimpfungen nach Amsterdam zurück. Hier wurden wir Anfangs zwey und zwey in die Gefängnisse unter dem Rathhause gebracht,

---

*) Sie befanden sich nemlich in dem kleinen Dorfe Helder auf der nördlichsten Spitze von Holland, das durch die nachherige englische Landung (27. August 1799.) noch bekannter geworden ist.

während man sämmtliche Frauenzimmer in den großen Gerichtssaal verschloß.

Schon am andern Morgen kam aber Befehl, uns ebenfalls einen Saal einzuräumen, was uns denn in Ansehung unsers Schicksals wieder einige Hoffnung gab. Würklich erhielten wir auch diesen und die folgenden Tage eine Menge Besuche von republikanischen Offizieren, deren Betragen — zu ihrer Ehre sey es hiermit öffentlich gesagt — eben so theilnehmend als großmüthig war.

Endlich beschlossen die Repräsentanten uns nach Herzogenbusch transportiren zu lassen, wo sich damals das Hauptbüreau der Militair-Commission befand.

Auf diese Art traten wir denn den 29. Januar auf einigen sehr guten Caleschen, und unter einer ziemlich schwachen Bedeckung die Reise nach Herzogenbusch an. Unser erstes Nachtlager war in Utrecht angesetzt, wo sich damals der berüchtigte General Vandamme als Commandant befand.

So wüthend er auch im Allgemeinen gegen die Emigrirten zu sprechen pflegte, so schonend und edelmüthig schien er gegen seine Gefangenen zu seyn. Er zwang den Magistrat, uns statt des Stadtgefängnisses die Hotels der ausgewanderten Holländer anzuweisen, kam selbst, um sich nach unsern Bedürfnissen zu erkundigen, und

erlaubte uns bis zum ersten Februar auszuruhen.

An diesem Tage brachen wir nach Gorcum, und am folgenden, als den zweyten Februar, nach Bommel auf. Den dritten kamen wir endlich in Herzogenbusch an, und erfuhren, daß die Militaircommission nach Breda verlegt worden sey. Es wurde also beschlossen, zwey Rasttage zu halten, worauf die Reise am fünften weiter gieng.

Bey unserer Ankunft in Breda wurden wir wie gewöhnlich in das Gefängniß gebracht, bekamen aber schon am andern Morgen ein Haus in der Stadt eingeräumt. Doch ehe ich den fernern Ver-

lauf unserer Geschichte erzähle, mag erst noch ein anderer etwas umständlicherer Bericht von der Transportirung unserer Cameraden hier stehen.

2.

„Ich befand mich — hebt der Abbe C. — seine Geschichte an — nebst einer Dame, ihren zwey Brüdern, und noch zwey andern Emigrirten im Gasthofe zu den drey Schnepfen in Enkhuysen in Nordholland, als den sechs und zwanzigsten Januar 1795. ein Detaschement von zwölf republikanischen Soldaten ankam. So wie sie in unser Zimmer traten, wohin sie ein schelmischer Jude geleitet hatte,

rissen sie sogleich der Dame ein kleines goldenes Kreuz vom Halse, und nahmen ihr den ganzen Überrest ihres Reisegeldes, das heißt etwa vier bis fünf Laubthaler ab.

Hierauf wendeten sie sich zu dem einen Brabanter, der vor dem Kamine saß, so wie zu seinem Bruder, der wegen eines Schadens am Fuße im Bette lag. Da beyde ihre Taschen umwendeten, so suchten sie in der ganzen Stube, ja sogar im Bettstrohe herum; zum Glück hatten aber beyde Brüder ihren kleinen Nothpfennig unter einen Stein in dem Kamine versteckt.

Jetzt kam die Reihe an mich. — „Geschwind, verfluchter Pfaffe! — Wo steckt es? Her damit!“ — Zu gleicher Zeit

fiengen sie an meine Taschen zu durchsuchen, und nahmen mir an dreyßig holländische Gulden weg. Da sie aber behaupteten, daß ich noch meine Uhr, und einen Beutel mit Dukaten haben müßte, so machten sie sich unter Fluchen und Schimpfen über meinen Mantelsack her, warfen alle Effekten in der Stube herum, und nahmen davon, was ihnen anständig war.

„Gelt, Jude! Du kaufst es uns ab,“ — sagten sie zu dem Spitzbuben von Ebräer, der indessen grinsend an dem Kamine stand. — „O ja, gestrenge Herren, warum nicht?“ gab er zur Antwort — „bin ja einmal ein Handelsmann!“

So fuhren sie fort in dem Zimmer

herum zu suchen, ohne daß jedoch weder die Uhr, noch der Beutel mit den Dukaten zum Vorschein kam. Aber wie sehr erschrak ich, als plötzlich einer von ihnen die Kammer öffnete, und einen Haufen schwarzer Wäsche zu durchsuchen anfieng. — — Jetzt! — O Unglück, er hatte das Schnupftuch gefunden, worin beydes verborgen war. Ohne indessen seine Cameraden herbeyzurufen, steckte er den Raub in die Tasche, und nahm noch überdem ein Paar Stiefeln mit.

Die übrigen fuhren indessen fort die schändlichsten Blasphemien auszusprechen — „Ja, ja Halunke!" — sagten sie unter andern — „Seitdem wir Deinen Gott

nicht mehr erkennen, muß uns alles nach Wunsche gehen" u. s. w. Endlich nachdem sie alles geplündert hatten, ruften sie den Wirth herauf, befahlen ihm mit seinem Kopfe für uns zu haften und giengen lärmend davon. Der Wirth fand also für nöthig uns ohne weiteres einzuschließen, und schien sogar zu etwas Schlimmern entschlossen zu seyn.

So hatten wir an eine Stunde in eigentlicher Todesangst zugebracht, endlich um ein Uhr Nachmittags traten die zwölf Husaren abermals herein — „Sieh da, Halunke!" riefen sie mir entgegen — „Wo hast Du die Chatouille mit den hun-

dert Dukaten? Heraus damit, so lieb Dir Dein Leben ist!"

„Welche Chatouille?" — erwiederte ich erschrocken, da ich bereits schon völlig ausgeplündert war — „Und wenn Ihr mich diesen Augenblick in Stücken hauen wolltet, ich habe keinen Stüver mehr — „Hier!" — fuhr ich fort, indem ich meine Weste aufriß — „Macht mit mir, was Ihr wollt — Aber Gold findet Ihr gewiß nicht bey mir!"

Diese Entschlossenheit schien sie zu überzeugen, und sie nahmen sogleich ein anderes Betragen an — „Geht, wärmt Euch, alter Mann!" — sagten sie — „Und laßt Euch zu essen geben, was Euch

beliebt, wir bezahlen es!" — In dieser Aufwallung von Edelmuth gaben sie auch der Dame ihr weniges Geld zurück.

Ich packte indessen meinen Mantelsack zusammen, wiewohl mir kaum die Hälfte von meinen Sachen übrig geblieben war. Als uns endlich die Husaren allein ließen, setzten wir uns zu einem magern Mittagsessen nieder, das bloß aus etwas Suppe, Brod und Käse bestand.

Einige Stunden darauf kam einer der Husaren wieder, setzte sich mitten vor das Kamin, nahm seinen Gurt ab, und packte seine geraubten Schätze aus. Er hatte drey Abtheilungen in diesem Gurte gemacht. In der einen staken die Uhren, in der

zwey=

zweyten die Dukaten, in der dritten die Louisd'or. Ich zählte zehn bis zwölf Uhren worunter acht goldene, zwey mit Diamanten besetzte, waren, an Dukaten hatte er wenigstens hundert, an Louisd'or sechzig bis achtzig Stück — und alle diese Beute hatte er in wenig Stunden in etwa drey bis vier Gasthöfen gemacht.

Kaum hatte er seinen Raub geordnet, und war davon gegangen, als ein Dragoner herein trat. Dieser schien einiges Interesse an mir zu nehmen, zog mich bey Seite und sagte zu mir — „Hören Sie! Sie werden am besten thun, mir die Hälfte von Ihren Sachen zu geben, denn am Ende nimmt man Ihnen doch noch die

ganze Geschichte weg. Also lassen Sie uns brüderlich theilen, wobey ich Ihnen die Wahl lassen will, und so bringen Sie Ihr kleines Päckchen am ersten in Sicherheit!“

Was sollte ich diesem höflichen Spitzbuben zur Antwort geben. Ohne ein Wort zu sagen, packte ich also meinen Mantelsack aus, nahm zwey Kleider, vier Hemden und sechs Schnupftücher, was er auch abgeredetermaßen geschehen ließ, und gab ihm das Übrige mit thränenden Augen hin. —

Schon wollte er fortgehen, als er einen Wandschrank gewahr ward! — „Und hier?“ — fragte er — „Das ist dem

Wirthe!" — erwiederte ich — „Ich weiß nicht, was er darinnen hat!" — Allein ohne sich weiter daran zu kehren, brach der Dragoner die Thür auf, und nahm zwanzig Pfund Chocolade heraus. — „Adieu!" — sagte er — Und glückliche Überfahrt!"

Unterdessen waren die Husaren wieder gekommen, und luden uns nebst der Dame und ihren zwey Kindern zu einem prächtigen Abendessen ein. Vergebens suchten wir es abzulehnen, sie ließen nicht nach, bis wir herunter kamen, wo schon Alles dazu in Bereitschaft war. Dabey unterhielten sie uns von ihren Heldenthaten u. s. w. bis endlich die Rede auch auf die Emigrirten kam.

Die Beschreibung, die ich von der schrecklichen Lage meiner Unglücksgefährten machte, schien sie zu rühren. — „Ja wenn wir der Convent wären" — sagte einer — „so solltet Ihr schon längst zurückgekehrt seyn! — Aber es kann nicht fehlen, über lang oder kurz wird man Euch doch zurück rufen, und dann denkt an mich, der's Euch gesagt hat!"

„Ganz recht!" — hub sein Nachbar an — „Ich bin auch emigrirt gewesen, wie Ihr mich hier sitzen seht! — Aber als ich merkte, daß das Ding schief zu gehen anfieng, flugs eilte ich, daß ich wieder nach Hause kam. Eben so haben's noch fünf von meinen Cameraden gemacht."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen tranken sie eine Bouteille nach der andern hinein, und nahmen sich besonders der beiden Kinder mit vieler Freundlichkeit an. In einer Aufwallung von Edelmuth und Mitleid sagten sie sogar: — „Und wenn Ihr jetzt hundert Louisd'or aus Euren Taschen nähmt, und legtet sie vor uns hin, wir rührten sie sicher nicht an!"

„Wollte der Himmel! — erwiederte ich — „Ich hätte sie! — Aber wenn Ihr mir nur die Hälfte von meinem Gelde zurückgeben wolltet, ich würde gern damit zufrieden seyn!" — Hierzu schienen sie indessen keine Ohren zu haben, und speisten mich bloß mit unbestimmten Hoffnungen ab.

— „Die Repräsentanten werden's Euch sicher an nichts fehlen lassen!“ — sagten sie — „Beruhigt Euch nur!“ — Man kann sich aber denken, wie uns bey diesen Szenen zu Muthe war!

So mochte es beynahe eilf geworden seyn, als ein Stadtsoldat herein trat, und mich mitgehen hieß. — „Ihr sollt auf die Municipalität kommen!“ — sagte er, und so führte er mich durch die ganze Stadt zum Thore hinaus. — Aber was soll denn das heißen?“ — fragte ich erstaunt — „Hier ist Euer Logis!“ — erwiederte er in seiner groben Sprache, und wir standen vor dem Gefängnisse still.

Ich ward darauf in ein großes Zim-

mer gebracht, wo ich noch eine Menge Emigrirter fand, und wo von Stunde zu Stunde ein neuer Haufen ankam. Indessen wurden wir sehr gut behandelt und blieben nur bis zum ein und dreyßigsten Januar darin, indem man uns schon den ersten Februar nach Amsterdam zu transportiren beschloß.

Bey unserer Ankunft am zweyten wurden wir in das sogenannte Werkhaus gebracht, und noch denselben Abend von dem Präsidenten des Militairtribunals jeder besonders examinirt. So sehr uns nun auch einige Jakobiner zu ängstigen suchten, so ergab sich dennoch sehr bald, daß es nur eine Formalität gewesen war. Wir wur-

den nemlich schon den vierten Februar weiter nach Breda transportirt, wo sich damals das Hauptbureau der Militair-Commission befand.

3.

Es war den eilften Februar Nachmittags um vier Uhr, als wir in dem gefürchteten Breda ankamen, das jeder von uns für seinen Henkersplatz ansah, auch schienen die Reden der Soldaten und Offiziere, die uns am Thore empfiengen, von der übelsten Vorbedeutung zu seyn.

„Ha! ha!" — ruften sie uns zu — „Bald wird Euch kein Zahn mehr weh thun! — Bald werden wir Euch ein Paar

Bleypflaster appliciren! — Zur Guillotine! Zur Guillotine mit den Halunken" u. s. w. — Alles schrie und schimpfte durch einander, bis man uns endlich bey dem Gefängnisse absteigen ließ.

Hier wurden wir mit Brod und Wasser gespeist, und mußten trotz der noch immer anhaltenden Kälte auf dem bloßen Strohe schlafen. — Doch keine Details, da man dergleichen schon bis zum Ekel gelesen hat.

So hatten wir unter Furcht und Hoffnung, unter tausend Entbehrungen und Leiden fast fünf Wochen zugebracht, als man endlich zu unserm Urtheil schritt. Lange waren die Stimmen getheilt gewesen, und

mancher Blutmensch hatte für unsern Tod votirt, endlich behielt indessen die Menschlichkeit die Oberhand. Es wurde nemlich beschlossen, uns über die Gränze nach neutralem Gebiete zu deportiren, und jedem deshalb ein Sicherheitspaß ertheilt. Auf diese Art wurden wir zu Ende Märzes nach Neuschanz transportirt, wo denn die fernere Route jedem freygestellt blieb. Die meisten wandten sich demnach nach Münster, Osnabrück, Oldenburg u. s. w., wohin unter andern auch der Verfasser dieser Erzählung mit mehrern seiner Gefährten seine Zuflucht nahm.

Zweyter Abschnitt.

Schicksale der Emigrirten, die zur See nach England giengen.

Unter den wenigen Emigrirten, *) die von Schevelingen oder vom Texel aus nach England überzuschiffen versuchten, be-

*) Es glückte nur wenigen sich auf diese Weise zu retten, einmal weil der englische Gesandte nur wenig Pässe ertheilte; zweytens weil die holländischen Schiffer ungeheure Preise verlangten; drittens weil mehrere Schiffe nicht aus dem Eise zu bringen wa-

fanden sich auch zwey junge Seeoffiziere, und noch zwölf andere Personen, deren merkwürdige Reise der Gegenstand folgender Erzählung seyn soll.

························

I.

Nach vielem Hin und Herstreiten — mag der eine das Wort ergreifen — hatte ich endlich eine Barke für dreyhundert Dukaten besprochen, wiewohl ich diese Summe bey weitem nicht zu bezahlen im Stande war. Ich hatte mich demnach um eine

---

ren; und viertens weil wenig Tage nach dem Einmarsch der Franzosen auf alle Fahrzeuge ein Embargo gelegt ward.

Gesellschaft beworben, durch deren Beyträge aber freylich immer noch kaum die Hälfte der Summe zusammen kam. Schon hatten auch die Damen ihre Ringe und wir Männer unsere Uhren hergegeben, dennoch fehlten uns noch immer achtzig Dukaten daran.

In dieser Verlegenheit fiel mir endlich der Prinz von Hohenlohe ein, der ebenfalls, wie ich erfahren hatte, mit den Mitteln zu seiner Flucht beschäftigt war. Ich schrieb daher an den Major seines Regimentes, theilte ihm unsern Plan wegen der Überfahrt mit, und schlug ihm für die bewußte Summe einen Platz in dem Boote vor.

Mein Brief ward fortgeschickt; kaum eine halbe Stunde, so tritt ein schmutziger Matrose zu uns herein *) — „Wer seyd Ihr, guter Freund?“ — sagte ich auf englisch zu ihm — „Ich spreche kein englisch!“ — erwiederte er, und drehte sich trotzig herum — Wir alle fiengen nun an ihn für einen verkleideten Sansculotten zu halten, zumal da er einen äußerst barschen und herrischen Ton annahm. Sogleich wird er umringt, mit Ungestüm nach seinem Namen, nach seinem Geschäfte gefragt, und

*) Die Emigrirten befanden sich nemlich in einem Gasthof.

so ergiebt sich, daß es der Adjutant des Prinzen ist.

„Verzeihen Sie, meine Herren!" — hub er an, indem er uns seine Uniform sehen ließ — „In diesem Augenblicke kann man beynahe Niemandem trauen!" — Jetzt erfuhr man denn, daß der Prinz bereits ein Schiff gefunden hätte, daß er aber aus Rücksicht für uns Offiziere zu einem Beytrage entschlossen sey. Der Adjutant hatte demnach Ordre, uns achtzig Dukaten vorzustrecken, und so kam der Handel mit dem holländischen Schiffer endlich in Richtigkeit. Eben so gelang es uns, die Barke vom Eise zu befreyen, leider fanden wir aber keinen einzigen Matrosen dazu.

Was war zu thun? — Ich und mein Bruder als die einzigen Seeoffiziere mußten uns also zu diesem beschwerlichen Dienste allein verstehen. Unterdessen hatte man noch etwas Torf, und einige Lebensmittel, meistens Kartoffeln eingekauft, und so giengen wir endlich den vier und zwanzigsten Januar Nachmittags um ein Uhr mit der Ebbe muthig in See. Wir waren unserer funfzehn zusammen, worunter sich noch neun Mannspersonen befanden, dennoch konnte uns nur ein einziger Seecadet von einigem Nutzen seyn.

2.

Indessen fieng der Wind an immer stei-

steifer zu werden, und wir waren daher schon mit Einbruch der Nacht ziemlich weit von der Küste entfernt. Ohne Seecarten, ohne einen geübten Piloten, ohne Kenntniß dieser Meere steuerten wir doch immer muthig nach NW. zu.

So war der Tag angebrochen, ohne daß sich jemand von unsern Gefährten sehen ließ. Wir ruften ihnen zu heraus zu kommen, die ganze Cajüte schien wie ausgestorben zu seyn. — Endlich reißt mein Bruder die Thür auf — Gott, welcher Anblick! — Ohne Sprache, ohne Bewegung lagen sie alle wie todt um den Kamin herum.

Man kennt die Wirkungen des Kohlendampfes; eilends brachten wir also unsere betäubten Gefährten auf das Verdeck herauf. Kaum hatten sie hier den ersten Athemzug frischer Luft gethan, so traten bey allen die schrecklichsten Convulsionen ein. Die Damen besonders schienen unaussprechlich zu leiden, und brachen eine Menge verdorbener Speisen weg. Nach einigen Stunden indessen war die ganze Gesellschaft vollkommen wieder hergestellt. Wir empfahlen ihnen, die kleinen Fenster aufzulassen, und so begaben sie sich wieder in die Cajüte hinab.

Unterdessen steuerten wir mit ziemlich gutem Winde immer auf dem öden Meere

fort. Vergebens hofften wir irgend eine Küste, irgend ein Schiff zu entdecken, wir sahen nichts als die schwarze düstere Wasserfläche vor uns. Zum Unglück hatte der Cadet die Boussole zerbrochen, und bald darauf schien auch unser Steuerruder durch einen heftigen Stoß beschädigt zu seyn.

So war der dritte Tag vergangen, und wir drey Matrosen waren beynahe aufs Äußerste erschöpft. Ohne zu wissen, wo wir uns befanden, ohne Boussole, ohne Steuerruder u. s. w. beschlossen wir endlich die Seegel einzuziehen, um mit den Wellen zu treiben, wohin es dem Himmel gefiel. Unsere Verzweiflung war um so größer, da

unser kleiner Vorrath von Lebensmitteln, und besonders unser Wasser beynahe zu Ende gieng.

Acht Stunden mochten wir auf diese Weise fortgetrieben haben, als die Barke gegen Morgen plötzlich an etwas Festes stieß, und in dem Augenblicke zu sinken schien. Mit lautem Geschrey stürzte nun Alles über einander hin, bis ich endlich durch die Finsterniß ein kleines Licht erblickte, das in einiger Entfernung auf dem Wasser zu schwimmen schien.

Ohne zu zaudern, ergreife ich das Sprachrohr, und rufe auf englisch — „Ist hier ein Fahrzeug in der Nähe? — Um Gottes Willen! Wir leiden Schiffbruch!“

„Wer seyd Ihr?“ — tönte die Antwort — „Flüchtlinge aus Holland!“ — erwiederte ich — „'S Ruder an Steuerbord, damit Ihr nicht auf das Eis zu sitzen kommt! — Mitschiffs das Steuer, und Ihr könnt sicher vor Anker gehn!“

Es war ein Wachtcutter, der uns weislich unter seine Kanonen nahm. — „Wir sind gerettet!“ — rief ich meinen Gefährten zu — „Wir sind gerettet! — Morgen laufen wir in die Themse ein!“

Allmählig fieng es nun an Tag zu werden, und der Cutter rief uns zu, in seiner Nähe vor Anker zu gehn. Kaum hatten wir aber das Anker gelichtet, als unser kleines armseeliges Fahrzeug auf den Strand

geworfen ward. Doch zum Glück war die Fluth nur eben eingetreten, so daß es glücklich in dem Schlamm sitzen blieb.

Unterdessen war bereits eine Menge Leute an das Ufer gekommen, denen der Cutter von unserm Unglücke Nachricht gab. Sie trugen also sogleich einige Breter herbey, warfen uns Taue zu u. s. w. und brachten uns auf diese Art bald in Sicherheit. So kamen wir endlich in dem Dorfe Clarton in der Grafschaft Essex an, das kaum drey englische Meilen vom Meere liegt.

Wie sehr wir uns nun der Freude überließen, wie herzlich wir uns umarmten, um einander Glück zu wünschen — jede

Beschreibung würde hier überflüssig seyn. Leider wurden wir aber schon nach einigen Minuten aus diesem schönen Traume aufgeschreckt.

Wir sahen uns nemlich von einer Menge Soldaten und Polizeybeamten umringt, die unsere Päße verlangten, um sie nach London zu schicken — „indem unsere Ankunft — wie sie sagten — verdächtig sey.“ Indessen erlaubte man uns bis auf nähern Befehl, in ein benachbartes Wirthshaus zu gehen.

Ohne Geld, ohne Kostbarkeiten, ohne Empfehlungen würden wir nun vielleicht, troz unsers Elendes, keine Aufnahme gefunden haben, hätte nicht ein edelmüthiger

wohlhabender Bauer Mitleiden mit uns gehabt — „Auf meine Kosten!“ — sagte er zu dem harten mürrischen Wirthe — „Gebt ihnen zu essen und zu trinken, ich bezahle es.“

So wurden wir in ein großes Zimmer geführt, und mit Rostbeef, Kartoffeln, Porter und Käse im Überfluß bedient. Wie gern hätten wir diese Wohlthat ausgeschlagen, aber wir hatten bereits seit zweymal vier und zwanzig Stunden nichts zu essen gehabt.

Während wir so bey Tische saßen, kamen nach und nach eine Menge Landleute hinzu, um, wie sie sagten, die Schiffbrüchigen Emigranten zu sehn. Sie schienen

uns mit vielem Mitleid zu betrachten, und boten uns um die Wette Punsch und Porter an. Vorzüglich zeichnete sich ein sehr wohlgebildetes junges Mädchen von etwa funfzehn Jahren aus.

Sie hatte kaum von unserer Geschichte gehört, so eilte sie fort, brachte ihre Spaarbüchse herbey und drang sie mit thränenden Augen einer unserer Damen auf. Es war Mademoiselle A— die ungefähr in gleichem Alter mit ihr stand. Die Naivetät, die Innigkeit, die Zärtlichkeit dieser beyden jungen Frauenzimmer preßte uns allen, selbst unserm phlegmatischen Wirthe Thränen aus.

Unterdessen kamen unsertwegen schon am andern Morgen von dem Herzoge von Portland Befehle an. Wir erhielten die Erlaubniß nach London zu kommen, und wurden in dieser Absicht mit dem nöthigen Gelde versehen. Wenig Tage darauf sahen wir uns alle unsern Wünschen gemäß in Sicherheit.

Dritter Abschnitt.

Schicksale der Emigrirten, die über den gefrornen Zuydersee giengen.

1.

Es war den fünf und zwanzigsten Januar 1795. Morgens um acht Uhr, als ein Haufen von ungefähr hundert Emigrirten diesen gefährlichen Übergang zu wagen beschloß. Einige von ihnen hatten für die Summe von einhundert Gulden zwey Schlitten gemiethet, und die übrigen folgten zu Fuße nach. Man brach von Enkhuysen auf, um nach Lemmer zu ge-

hen, was ohngefähr zwölf Stunden davon entfernt ist.

Troß der vielen Ungleichheiten des Eises und troß des tiefen Schnees, und des schneidenden Ostwindes langte man um ein Uhr Nachmittags glücklich in der Nähe der Inseln Urck und Schreckland an. Schon dachten die armen Emigrirten sich in die Wirthshäuser zu vertheilen, aber plötzlich lenkten ihre Führer wieder vom Ufer ab. — „Es ist schon spät!“ — sagten sie — „Wenn wir hier einkehren, überfällt uns die Nacht,“ u. s. w. — Die Emigrirten waren gezwungen, ihnen Recht zu geben, zumal da die Kälte immer zuzunehmen schien.

Leider zeigte sich aber bald, daß dieser entsetzliche Marsch bey weitem ihre Kräfte überstieg. Schon hatten die Schlitten einen Vorsprung von wenigstens tausend Schritten gewonnen, und jede Viertelstunde blieben die Fußgänger weiter zurück. Bald sahe man sie in kleine Haufen zu sechs bis zehn Personen vertheilt, und schon um drey Uhr Nachmittags schienen mehrere davon erfroren zu seyn. Ohne sich indessen um diese zu bekümmern beschäftigte sich jeder bloß mit seiner eigenen Gefahr.

So fieng es an dunkel zu werden, und das Elend unserer unglücklichen Wanderer nahm mit jeder Minute zu. Schon hatten sie die Schlitten aus dem Gesichte verlohren,

schon sahen sie sich zu zehn und funfzehn Personen mitten auf dem Eise völlig allein. Welchen Weg sollten sie verfolgen? Wie sollten sie die gefährlichen Stellen erkennen? Wie sollten sie dem unvermeidlichen Tode entgehn? Von nun an stürzten sie fast bey jedem Schritte nieder, so daß zuletzt beynahe keiner mehr bey dem andern blieb.

Unter diesen einsamen unglücklichen Wanderern befand sich auch ein Offizier aus der Picardie Namens B—n. Er war bis dahin einer der besten Fußgänger gewesen, als er sich mit Einbruch der Nacht völlig verlassen sah. Noch glaubte er indessen das Ufer erreichen zu können — leider zeigte sich aber bald, daß es nur ein täuschender Ne-

bel gewesen war. Doch seine Geschichte ist viel zu außerordentlich, sie mag daher der Gegenstand seiner eigenen Erzählung seyn.

2.

So war ich denn — soll er das Wort ergreifen — mitten auf dem Zuydersee von aller menschlichen Hülfe entfernt! — Vergebens suchte ich in der Entfernung ein Licht zu entdecken, oder eine Stimme zu vernehmen. — Ich sah nichts als dicke Finsterniß vor mir, ich hörte nichts als das Pfeifen des Windes, nichts als das Krachen des Eises, das in der Länge zersprang. Schrecklicher, schrecklicher Augenblick! Ich gestehe, daß ich mich Anfangs der Verzweiflung über-

ließ, daß ich im Begriffe war, mich ster=ben zu lassen, da ich keine Möglichkeit zu meiner Rettung sah.

Zum Glück fand ich indessen in meiner Tasche noch ein wenig geräuchertes Fleisch, und in einem Fläschchen einige Tropfen Brandewein. So klein der Überrest war, er erquickte mich außerordentlich, er gab mir neuen Muth, neue Standhaftigkeit. Eilends raffte ich mich auf, und fieng an fortzugehen, bis ich endlich vor einem ho=hen Schneehügel stand.

Ich stieg hinauf, ich dachte irgend ein Licht, irgend einen meiner Gefährten zu er=kennen — Vergebens — Der dicke Nebel verschleyerte alles um mich her. Endlich

zog ich meine Uhr heraus und hielt sie gegen den Schnee, um nach der Stunde zu sehen. — Es war erst sieben Uhr — Wehmüthig blickte ich zum Himmel auf.

Noch eine Stunde war ich so fortmarschirt, endlich beschloß ich abermals ein wenig auszuruhen. Ich grub also ein Loch in den Schnee, und streckte mich der Länge nach hinein. Wahrscheinlich hat mich dieses vor dem Erfrieren geschützt, denn nach ohngefähr dreyßig Minuten fühlte ich meinen ganzen Körper wie von neuem belebt. Da ich nun überdem ziemlich warm gekleidet war, so beschloß ich zu warten, bis der Mond aufgehen würde, wo sich dann vielleicht das nächste Ufer erkennen ließ.

Zwey Stunden mochte ich so gelegen haben, als es plötzlich zu glatteisen anfieng. Tiefer und immer tiefer grub ich mich nun in meine Höhle hinein, und breitete eine dicke Decke von Schnee über mich her. So wie in ein Grab verschlossen hörte ich mit Entzücken auf den Perpendikelschlag meiner Taschenuhr, die ich in diesem Augenblicke wie eine geliebte Gefährtin ansah.

So mochten abermals einige Stunden vergangen seyn, als der Wind plötzlich nach Westen sprang, und die Kälte, wie es mir schien, etwas abzunehmen anfieng. Bis jetzt war nemlich mein Schanzlooper fest an den Schnee gefroren gewesen, aber schon nach einer Stunde fand ich ihn völlig abge-

löst. Bald fieng der Schnee an unter mir zusammen zu rücken, und gegen drey Uhr Morgens fand ich einen halben Zoll Wasser darauf. — Gott! Zu welcher neuen Gefahr war ich noch auf dieser erschrecklichen Reise bestimmt! — Indessen beschloß ich mich wieder auf den Weg zu machen, und marschirte so bis fünf Uhr in der Irre fort.

Aber jetzt! — O Augenblick der Freude, des Entzückens, der Seeligkeit — Jetzt — ich höre Hähne krähen — Ich glaube Lichter zu sehen. — O Gott! — So befand ich mich in der Nähe des Ufers — So war ich gerettet — So sollte ich noch einmal wieder glücklich seyn.

Aber der Tag brach an — O entsetzli-

cher, herzzerreißender Augenblick! — Wo=hin ich mich wendete — Nirgends sahe ich Land vor mir — War es ein Traumbild meiner Phantasie gewesen? — Hatte mich vielleicht das Pfeifen des Windes getäuscht? — Oder hatte ich mich von neuem verirrt? — Hatte ich mich abermals von der Küste entfernt? — Ich weiß es nicht. Aber mein Schmerz, meine Angst, meine Verzweiflung — Nein, ich habe keine Worte dafür.

Doch endlich — nachdem ich so eine halbe Stunde gesessen hatte — kehrte mein voriger Muth zurück — „Wohlan denn!" — sagte ich zu mir selbst — „Wie es auch endigen mag, ich will wenigstens weiter

gehen. — Und wenn ich dabey umkommen sollte — Nun so hatte ich doch wenigstens das Äußerste gewagt! — Eilends raffte ich mich nun auf, schlurfte ein wenig Schneewasser hinunter, und gieng auf Gerathewohl immer nach Osten fort.

Zwey Stunden mochte ich auf diese Weise fortgewandert seyn, als ich plötzlich einen gebahnten Fußsteig vor mir sah, der mit einer Menge Kleidungsstücken bedeckt war — „Gott Lob!“ — sagte ich zu mir selbst — „Hier sind wenigstens meine Cameraden passirt! — Wer weiß, ob dieser Weg nicht gar vielleicht zu einer Küste führt!“ — Wirklich glaubte ich auch bald darauf ein niedriges Land zu erken-

nen, das höchstens noch eine halbe Meile von mir entfernt zu seyn schien. —

Unterdessen war die Sonne aufgegangen, und bald darauf bekam ich die glänzende Spitze eines Kirchthurmes zu sehen. Noch immer war ich indessen zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, bis ich endlich eine Anhöhe erstieg. — „O unvergeßlicher Augenblick!“ — In klarem Sonnenlichte lag die Insel Schockland mit ihren Dämmen und ihren röthlichen Häusern vor mir da.

Außer mir vor Entzücken wanderte ich nun mit neuen Kräften vollends bis an das Ufer fort. — Ich sehe Leute, ich höre sie sprechen, sie steigen zu mir herunter und

helfen mir vollends herauf. — „Ist es möglich? — Bin ich gerettet? — Bin ich wieder unter Menschen?

Mitleidig führten sie mich nun sogleich in eine benachbarte Wohnung, und nahmen sich meiner mit unermüdeter Sorgfalt an. Kleider, Wäsche, Nahrungsmittel, geistige Getränke, sie brachten alles um die Wette für mich herbey. — O großmüthige Einwohner von Schockland! Ihr habt ein ewiges Recht auf meine Dankbarkeit! — Ihr habt mich aufs neue mit der Menschheit ausgesöhnt!

Kaum vier Tage hatte ich bey diesen guten Leuten ausgeruht, als ich mich vollkommen wieder hergestellt fand. Ich be-

schloß demnach meine Reise nach Westphalen so schnell als möglich fortzusetzen, und gieng mit einem Schlitten nach Campen ab. Hier fand ich alles in Aufruhr gegen die Engländer, deren Arriergarde eben durchmarschirt war. Indessen ließ man mich ruhig meine Straße ziehen, und so schlug ich denn unbesorgt den Fußsteig nach Zwoll an der Yssel ein.

Es war Nachmittags um zwey Uhr, fröhlich wanderte ich auf dem gut geebneten Wege fort. Plötzlich höre ich einige Menschen hinter mir gehen und werde in dem Augenblicke, wo ich mich nach ihnen umdrehen will, bey den Haaren gefaßt. Ich reiße mich los, um zu sehen, was das bedeu-

ten soll, und erblicke fünf abscheuliche Kerle, die alle mit Messern bewaffnet sind.

„Englisch Hund!" — rief mir einer von ihnen zu, und setzte mir sein großes Messer auf die Brust. — „Nicht englisch!" — erwiederte ich — „Emigrant!" Kaum hatte ich aber dieses Wort gesagt, als er mir noch wüthender zu werden schien! — Hastig faßte er mich bey der Gurgel, schnitt mein kleines Tragband durch und warf seinen Cameraden meinen Quersack zu.

Jetzt fieng er an mit einem Knittel auf mich hinein zu schlagen, und schrie mit gräßlicher Stimme: — „Geld! Geld! — Dein Geld her, englischer Hund!" —

Ich hatte die Geistesgegenwart, meine Uhr und mein Geld in meine Pantalons fallen zu lassen und reichte ihm nur meine kleine Börse mit etwa sieben bis acht Gulden hin. In diesem Augenblicke erhielt ich einen so heftigen Schlag in das Genick, daß ich ohnmächtig zu Boden sank.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich die Räuber in einiger Entfernung nach Campen gehn. Plötzlich drehten sich zwey von ihnen um, kamen zurück und forderten mir meinen Schanzlooper ab. Kaum mache ich Anstalt ihn auszuziehen, so erhalte ich einen neuen Schlag, der mich abermals bewußtlos zu Boden streckt. Unterdessen rissen mir die Barbaren noch meinen Überrock

ab, so daß ich nichts als einen dünnen Frack behielt.

Mühselig versuchte ich mich nun noch eine halbe Stunde weiter zu schleppen, bis ich endlich ein kleines Dörfchen erreichte, das seitwärts am Wege lag. Hier versammelte sich alles um mich her, hier fand ich Großmuth und Gastfreundschaft. Ein braver Bauer nahm mich in seine Wohnung auf, ließ meine Wunden verbinden, gab mir einen neuen Überrock, und behielt mich drey volle Tage bey sich. Da aber die französischen Patrouillen schon bis nach Campen kamen, so brach ich am vierten Morgen weiter nach Hardenberg auf. Von hier kam ich ohne Abentheuer nach

Osnabrück, wo ich nun einige Tage ausruhte, und dann mit dem Postwagen nach Hamburg gieng.

....

So weit Herr B., der nachher in Altona von einem kleinen Bijouteriehandel lebte, und wahrscheinlich nunmehr nach Frankreich zurück gekehrt ist. Sein Beyspiel mag hinreichen, um den Lesern von dieser schrecklichen Reise über den Zuydersee einen Begriff zu geben, weshalb denn auch die ähnlichen Erzählungen anderer Emigranten, um Wiederholungen zu vermeiden, hier nicht aufgenommen worden sind.

II.

Die
Prinzessin von Bourbon-Conti.

Prinz Ludwig Franz von Bourbon-Conti hatte im Jahre 1762. mit der Horzogin von M— eine Tochter erzeugt, die er unter dem Namen einer Gräfin von Mont-Cair-Zain *) mit der größten Sorgfalt erziehen ließ. Schon hatte die kleine Gräfin ihr eilftes Jahr erreicht, schon hatte der zärt-

*) Der unbekannte Name ihrer Mutter im Anagram.

liche Vater Anstalten getroffen, sie unter seinem Namen legitimiren zu lassen, schon war der Tag zu dieser feyerlichen Ceremonie festgesetzt, als die Prinzessin eine Einladung auf den Landsitz ihrer Mutter erhielt, um dem schrecklichsten Schicksale entgegen zu gehen. Dies zur Einleitung, alles übrige mag der Gegenstand ihrer eigenen Erzählung seyn.

....

1.

Es war den zweyten Junius 1773. Vormittags um zehn Uhr. Wir näherten uns der großen Allee, die zu dem Schlosse führt, als ich eine sechsspännige Berline mit mehrern Reutern auf uns zukommen

sah,

sah, die in demselben Augenblicke stille hielt. — „O liebste Mutter!" — rief ich aus, und eilte meine Chaise zu verlassen, als mir einer der Reuter sagte, daß Madame la Duchesse ausgestiegen sey.

„Sie ist Ihnen auf dem Fußsteige entgegen gegangen" — setzte er hinzu — „Belieben Sie hier in ihre Berline zu steigen und in wenig Minuten werden Sie ihr zuvor gekommen seyn." — Während dieses kurzen Gesprächs gab Madame Delorme *) meinem Kutscher ohne weiteres Befehl, nach Paris zurück zu kehren,

*) Die Gouvernante der Prinzessin.

so daß ich mich mitten auf der Landstraße ohne meine Equipage befand.

Verwundert wollte ich Madame Delorme um die Ursache fragen, als sie mich bey dem Arme ergriff, mich hastig in die Berline hob, und lächelnd sagte: „Geschwind! Geschwind! Damit wir die Mama einholen können!“ — Wir steigen hinein, die Thür wird zugeworfen, und die Kutscher fahren in gestrecktem Gallop davon.

Eine Viertelstunde, eine halbe Stunde fliegen wir so immer auf der Landstraße fort, endlich fängt mir die Zeit an lang zu werden, und ich frage Madame Delorme, was das bedeuten soll — „Wir fahren zur Ma-

ma,“ — erwiederte sie, ohne sich weiter auf meine Fragen einzulassen, und so kamen wir endlich nach zwey tödlich langen Stunden bey einem Posthause an.

„Was ist das? — Was will man mit mir anfangen? — Wohin soll ich gebracht werden?“ — Statt aller Antwort läßt mich Madame Delorme in eine andere etwas kleinere Berline steigen, setzt sich neben mich, schlägt den Schlag hinter uns zu, und wir fahren mit verdoppelter Schnelligkeit davon.

Ich war außer mir, tausend Empfindungen wechselten in meinem Herzen ab. — „O mein Vater!“ — rief ich — „Was ist aus Ihrer unglücklichen Tochter gewor=

den? — Warum eilen Sie nicht zu meiner Hülfe herbey?" — So fuhr ich fort zu klagen, endlich verwandelte sich meine Wehmuth in den heftigsten Zorn.

„Wohin bringen Sie mich?" — fragte ich die Delorme mit erstickter Stimme — „Haben sie vergessen, daß ich die Tochter des Prinzen Conti bin — Ich will nach Paris zurück! — Ich sage es Ihnen, ich will nach Paris zurück!" — Ach vergebens! Sie sah starr und finster vor mich hin, und meine Drohungen und meine Thränen schienen ihr völlig gleichgültig zu seyn.

So fuhren wir fort, ohne die mindeste Erfrischung zu uns zu nehmen, ohne einen

Augenblick länger anzuhalten, als zu dem Pferdewechsel nöthig war. So fuhren wir fort; einen ganzen langen entsetzlichen Tag bis spät in die Nacht hinein, wo ich endlich meinen Schmerz und meine Angst verbarg, und auf die Delorme gelehnt in dem Wagen einschlief.

2.

Als ich nach einem Zwischenraum von vier bis fünf Stunden wieder erwachte, befand ich mich in einem kleinen Wirthshause auf einem elenden Bette, zu dessen Füßen die Delorme saß. Mein Geschrey, meine Vorwürfe erwachten von neuem und zogen endlich eine Menge Leute herbey —

„Ich eile zu meinem Vater, sage ich Ihnen — fuhr ich mit verdoppelter Heftigkeit fort — Zu meinem Vater dem Prinzen Conti, um mit ihm zu dem Könige zu gehen. — Schicken Sie fort, lassen Sie meinen Vater holen, oder ich bringe mich um!"

Madame Delorme behielt indessen ihre ganze Kaltblütigkeit — „Ich muß meinen Befehlen nachkommen!" — erwiederte sie — „So sehr mein Herz auch dabey leiden mag!" — Ach sie kannte meine Schwäche! — Sie wußte, daß man alles auf diese Art von mir erlangen konnte, und ich versprach ihr, ruhiger zu seyn.

„Sie werden ihren Vater wieder sehn!"

— setzte sie hinzu — „Er selbst hat mir die Befehle zu dieser Reise ertheilt!“ — So gelang es ihr, mich zu besänftigen, ich nahm einige Erfrischungen zu mir und wir setzten Morgens um vier Uhr unsere Reise von neuem fort. Endlich nachdem wir noch zwey Tage mit gleicher Schnelligkeit gefahren waren, kamen wir zu meinem großen Erstaunen in Lons le Saunier *) an.

Und jetzt — werd ich es sagen können? — jetzt erst erfuhr ich das ganze schreckliche Geheimniß von der Verbannung meines Vaters, von der Ungnade des Königs,

*) In der ehemaligen Franche-Comte'.

von dem Unglück, in das unsere ganze Familie verwickelt worden sey. Ich erfuhr alles, bis auf das Schicksal, das eine unlegitimirte Tochter erwarten mußte, ohne zu ahnden, daß es ein Gewebe der schändlichsten Lügen war.

Gott, welcher Augenblick! — Noch jetzt denke ich mit Entsetzen daran zurück! — „Ich sollte den Namen Bourbon Conti auf immer ablegen! — Ich sollte als eine Tochter der Delorme in ein Kloster gehn! — Es war der Wille meines unglücklichen Vaters!" — sagte sie — „Unmöglich!" — erwiederte ich — „Ach, es wird mir das Leben kosten!" —

Madame Delorme verließ mich, außer

mir warf ich mich auf mein elendes Lager hin. — So sollte ich allen Ansprüchen, allen Hoffnungen meiner Kindheit entsagen! — So sollte ich in den Mauern eines einsamen Klosters vergraben auf ewig der Verzweiflung überlassen seyn! — O Leserinnen, die Ihr ein Herz im Busen tragt — Ihr allein werdet meine Gefühle errathen, Ihr allein werdet der unglücklichen Stephanie eine Thräne weihn.

3.

Vierzehn Tage hatten wir bis jetzt in einem Hotel gewohnt, endlich entschloß sich Madame Delorme — „wegen der verzögerten Entscheidung meines Schicksals" —

wie sie sich ausdrückte, in das Haus eines Verwandten, eines gewissen Herrn B. zu ziehn. — „Vielleicht!“ — setzte sie hinzu — „Vielleicht — könnten Sie ihn — Es ist ein Ausweg, den ich Ihnen vorschlage, im Fall Ihre Abneigung gegen das Kloster unbezwinglich ist.“

„Wie?“ — fuhr ich erschrocken auf — „Ich sollte Herrn B. heyrathen?“

„Warum nicht?“ — erwiederte sie — „Und um es Ihnen gerade heraus zu sagen — Sie haben nur zwischen ihm und dem Kloster zu wählen!“

„Zwischen ihm und dem Kloster!“ — fiel ich ein — „Nun so will ich lieber in diesem Kerker als in seinem Hause sterben!

— Eher den Tod als dieses Ungeheuer! — Machen Sie Anstalt! Bringen Sie mich hin, wohin es Ihnen beliebt!“

Aber dieser Herr B.? — O ich hatte gewiß nicht zu viel von ihm gesagt. Es war die Häßlichkeit, die Unreinlichkeit, die Bosheit in eigener Person. Ein altes fünf und vierzigjähriges schwarzbraunes Katzengesicht, eine plumpe ekelhafte Figur ohne Proportion und Anstand, eine Ausdünstung, die auf zwanzig Schritt verpestete, ein Charakter endlich, der alles Niedrige in sich zu vereinigen schien. — Das war der Mann, den ich heyrathen, das war der Gemahl, mit dem ich leben soll-

te! — Ja, ich wiederhole es, ich habe noch viel zu wenig von diesem Ungeheuer gesagt.

Vergebens drang die Delorme auf diese Heyrath; vergebens stellte sie mir die Unannehmlichkeiten des Klosterlebens vor; mein Entschluß war gefaßt, und so reisten wir den fünften September 1773. nach Chalons sür Saone ab.

Drey Tage darauf, und wir kommen an, wir halten vor dem Kloster de Sainte Marie still, Madame Delorme übergiebt mich als ihre Tochter, und so steige ich mit zerrissenem Herzen in meinen Kerker hinab.

....

So weit die Prinzessin — Ihre fernern Schicksale und die Enträthselung des ganzen Geheimnisses in ihrer vollständigen Biographie, die nächstens erscheinen soll. Hier wird man mit Entsetzen lesen, wie sie das Opfer des schändlichsten Betruges und der abscheulichsten Rache ward, wie sie sich sogar zur Verbindung mit jenem Ungeheur gezwungen sah, und eilf schreckliche Jahre seine Gefangene blieb, wie es ihr endlich gelang, ihre Rechte wieder geltend zu machen, und in welche neue Gefahr sie dadurch während der Revolution gerieth. Man wird nicht leicht eine Biographie anführen können, die so wahr, so romantisch und so rüh-

rend wäre, daher sie dem bessern Theile des Publikums gewiß willkommen seyn wird. In einem Anhange sollen auch die merkwürdigsten Aktenstücke mit beygebracht werden.

III.

F o l l i e.

Follie war zum königlichen Commissar in Senegal ernannt worden, und hatte sich am vierzehnten December 1783. zu Bordeaux eingeschifft, um nach seiner Bestimmung abzugehn. Die Reise war trotz der stürmischen Jahrszeit noch ziemlich glücklich gewesen, als das Schiff am siebzehnten Januar 1784. bey dem Cap Num, ohngefehr sechzig Lieuen von Mogador,[1] durch die Unwissenheit des Capitains auf

1 Isle et Chateau d'Afrique au R. de Mar
il y a des Mines d'or et d'argent da

einen Felsen stieß, und sogleich ein gefährliches Leck bekam. Dies zur Einleitung, das übrige mit Follies eigenen Worten.

....

I.

Der Tag brach an, wir sahen die Küste deutlich vor uns liegen, und bemerkten zu unserer großen Freude, daß unser Schiff noch ziemlich gerade stand. Um es nun wenigstens noch einige Stunden in dieser vortheilhaften Lage zu erhalten, wurden Anker, Wänte u. s. w. sogleich über Bord geworfen und zuletzt sogar die Masten gekappt.

Ich faßte einige Hoffnung, die Equipage und die Ladung retten zu können, und

munterte daher die Matrosen durch Geld und starke Getränke zur Arbeit auf. Niemand hatte indessen den Muth, sich durch die Brandung an die Küste zu wagen, bis sich endlich der Steuermannsgehülfe Deschamps zu diesem gefährlichen Versuche entschloß.

Die Loglinie um den Leib geknüpft, springt er mit geschlossenen Augen in die schäumenden Wellen hinab, arbeitet sich mit unglaublicher Stärke durch die zurückschlagende Brandung hindurch, und klettert endlich glücklich die felsichte Küste hinauf.

Schon haben sich mehrere von den Matrosen entschlossen ihm nachzufolgen, plötzlich füllt sich die ganze Gegend mit einem

Haufen bräunlicher Wilden an. Deschamps bemerkt sie, stürzt sich von neuem ins Meer, um an das Schiff zurück zu schwimmen, wird aber verfolgt, und in wenig Minuten eingeholt.

Vergebens suchen wir die Barbaren durch unsere Zeichen um Schonung anzuflehen, sie schleppen ihn fort, zünden ein großes Feuer an, hängen ihn bey den Beinen auf, erheben ein wildes Freudengeschrey, und stellen sich in dichten Kreisen um ihr Schlachtopfer herum. Gott, welches Schauspiel! — So sahen wir denn auf jeder Seite nur den schrecklichsten Tod vor uns!

Indessen hatte sich das Schiff schon auf die Seite gelegt, das Wasser fieng an mit jeder Minute zu steigen, und die Wellen rissen eine Planke nach der andern hinweg. In dieser schrecklichen Lage beschlossen wir endlich die Chaluppe auszusetzen, uns aufs beste mit Wasser und Munition zu versehen, und unser Leben wenigstens so lange zu vertheidigen als möglich sey. Vergebens! Kaum hatten wir die Chaluppe mit unglaublicher Anstrengung über Bord gebracht, als wir sie von den Wellen zertrümmert sahen.

Es war um zwey Uhr Nachmittags, der Wind fieng mit jeder Stunde an stärker zu werden, und unser Untergang schien

mit einbrechender Nacht unvermeidlich zu seyn. Plötzlich faßte der Bottelier den Entschluß, ans Land zu schwimmen, um zu sehen, was aus dem armen Deschamps geworden sey. — „Vielleicht haben sie ihn noch nicht getödtet!“ — setzte er hinzu — „Auf jeden Fall werde ich Euch ein Zeichen geben!“

Gesagt, gethan! der Bottelier schwimmt an das Land, aber kaum hat er das Ufer erreicht, als er von den Wilden umringt, zu dem Feuer geschleppt und an den Beinen aufgehangen wird, alles wie es dem unglücklichen Deschamps ergangen war.

Welche Aussichten! — Auch bemerkte ich bald, daß sich die ganze Equipage der

Verzweiflung überließ. Gleichwohl schien mir unser Schicksal noch gar nicht ausgemacht zu seyn. Woher wußten wir, daß unsere Cameraden erwürgt worden waren? Konnte man sie nicht vielleicht nur erwärmen, und nach der Gewohnheit dieser Küstenbewohner haben stürzen wollen u. s. w.

Alles das glaubte ich demnach der Equipage vorstellen zu müssen, zumal da der Capitain schon von dem Auffliegen sprach. Wirklich hatte ich auch die Freude, meine Gründe geltend zu machen, und so wurde beschlossen, wo möglich ans Land zu gehen.

Unterdessen war es völlig finster geworden, und man konnte die Wilden bey ih-

rem Feuer in voller Geschäftigkeit sehen. Schrecklich tönte ihr wilder Gesang an das Schiff herüber, das immer mehr von den Wellen bedeckt zu werden schien. Gott, welche Nacht, in der mich beynahe meine eigene Standhaftigkeit verließ!

Dazu kam, daß der Capitain sich selbst umbringen wollte, und nur mit Mühe daran verhindert ward. Endlich fiengen wir an ein Floß zu verfertigen, das man mit der anfangenden Fluth ins Meer zu setzen beschloß.

So kam der Morgen heran, und jeder von uns war bis zum Äußersten erschöpft. Wir sahen das ganze Ufer mit Wilden bedeckt, die uns zur Landung auf-

zumuntern schienen, und beschlossen daher endlich, ihnen muthig entgegen zu gehen.

Plötzlich sehen wir einen Wilden sich in die Wellen stürzen und auf das Schiff zuschwimmen, das in der Nacht etwas näher getrieben war. Er nähert sich, wir werfen ihm einige Taue zu, wir ziehen ihn an Bord, und hören zu unserer großen Freude, daß unsere Cameraden noch am Leben sind. Der Wilde sprach arabisch, das ich ziemlich gut verstand, und mit Freuden gab ich bey dieser Nachricht den Dollmetscher ab.

Kaum hatten die übrigen Mauren — denn so nannte er seine Nation — vom Ufer her bemerkt, daß ihm nichts Böses

geschah, daß ich ihm sogar meine Börse und meine silbernen Schnallen gab, als sie in großer Anzahl herüber geschwommen kamen. Schon war das Verdeck mit ihnen angefüllt, schon waren sie stärker als die Equipage selbst, plötzlich gebe ich dem Steuermann, ein Zeichen, das Floß ins Meer zu lassen, acht andere Matrosen springen mit uns darauf, und so rudern wir mit Stangen und Hacken versehen aus Leibeskräften auf die Küste zu.

Einige Minuten und wir werden von einer heftigen Welle gefaßt. Das Floß schlägt um, wir stürzen hinunter, jeder rettet sich, so gut er es im Stande ist. Bald werde ich gegen die Klippen geschleu-

dert, bald treibe ich wieder nach dem Flo- ße zu. Endlich verliere ich das Bewußt- seyn, und als ich wieder zu mir komme, sehe ich mich am Ufer von einem Haufen Mauren umringt.

Zwey von ihnen fassen mich an, hän- gen mich in der Nähe eines großen Feu- ers bey den Beinen auf, reiben mir den Un- terleib, lassen mich eine Menge eingeschluck- tes Wasser wegbrechen, und scharren mich endlich bis an den Hals in heißen Sand hinein. Bald darauf sah ich meine übri- gen Cameraden auf dieselbe Art am Feuer liegen. Deschamps und der Bottelier aber schienen verschwunden zu seyn.

2.

Unterdessen waren die Mauren allmählig vom Schiffe zurück gekommen, und schlossen einen dichten Kreis um uns her — „Auf!" — riefen sie uns mit wildem Gelächter zu — „Auf Hunde! — Vom Ufer hinweg!" — So trieben sie uns lärmend und fluchend unter beständigen Säbelhieben wohl eine halbe Lieue fort, bis der Anführer endlich Halt zu machen befahl.

Wir stehen still — und plötzlich stürzen auf jeden von uns wohl zwanzig von diesen Barbaren hinein. Diese fassen uns bey den Armen, jene bey den Füßen an, alle reißen uns unter entsetzlichem Geschrey

mit sich fort. Zehnmal sind sie im Begriff sich selbst zu ermorden, jeder Augenblick scheint unser letzter zu seyn. Endlich gewinnen die Stärkern die Oberhand und eilen jauchzend mit ihrer Beute von dannen.

Ich selbst hatte indessen die Gelegenheit ersehen, und mich in ein benachbartes Gebüsch versteckt. Schon glaubte ich mich in Sicherheit, plötzlich stürzen ein Paar Mauren mit gezogenen Säbeln auf mich zu. Sie werfen mich nieder, sie schleppen mich seitwärts durch das Dickicht, und so kommen wir endlich bey ihren Hütten an.

Halb nackend, von Durst verzehrt, und über und über mit Wunden bedeckt, hat

ich sie jetzt zur Linderung meiner Leiden um den letzten Todesstoß. Sie erstaunten, sie suchten mich über mein Schicksal zu trösten und reichten mir endlich ein wenig am Ufer gefundenen Zwieback hin. Ich verschlinge ihn mit Begierde, erhalte eine Stelle am Feuer, und schlafe endlich vor äußerster Ermüdung mitten unter dem Getümmel meiner wilden Gebieter ein.

Als ich am andern Morgen erwachte, fand ich zu meiner großen Freude meine sämmtlichen Unglücksgefährten in den benachbarten Hütten zerstreut. Ach sie wollten Trost und Hoffnung bey mir suchen, während ich beynahe selbst unter meinem Schicksale erlag.

Wir sahen es jetzt nur zu deutlich, wir waren zu der schmählichsten Sclaverey bestimmt. O Gott! — meine Gattin, meine Kinder! — Unter diesen Betrachtungen brachte ich den ganzen Tag in Fieber zu. — Erst Abends erhielt ich eine neue Portion Zwieback, und man kündigte uns auf den folgenden Morgen den Anfang der Arbeit an.

Kaum war es nemlich Tag geworden, als man uns aufzustehen, und an die Küste zu marschiren befahl. Unsere Schwäche, unsere Wunden, unsere Hülflosigkeit, nichts vermochte die Wilden zurück zu halten, und sie behandelten uns mit der größten Unmenschlichkeit.

Wir wurden also gezwungen, die an das Ufer gespülten Kisten und Tonnen Landeinwärts zu transportiren, worüber beynahe der ganze Tag vergieng, ohne daß man uns vor fünf Uhr Abends ein wenig Zwieback gab. Diese Arbeit dauerte bis zum acht und zwanzigsten, wo sich endlich der größte Theil der Mauren auf die Gebirge begab. Meine unglücklichen Gefährten wurden mit fortgeschleppt, und so blieb ich mit meinem Herrn und zwey bis drey andern Familien allein an der Küste zurück.

3.

Es war Nachmittags um vier Uhr; wehmüthig blickte ich auf das einsame Meer hin:

hinaus, plötzlich seh ich ein Geripp auf mich zukommen, das von zwey Mauren geführt wird, und die Arme nach mir ausstreckt. Ich raffe mich auf, ich eile der Jammergestalt entgegen — o Gott, es war der unglückliche Capitain, der sich im äußersten Elend befand.

Mit verschwollnen Augen, den Brand in seinen Wunden, den Tod im Gesichte stand er mir gegenüber, und reichte mir seine sterbende Hand zum Abschied hin — Unglücklicher Mann! Ach ich konnte in diesem Augenblicke nur an sein Elend denken! Ich vergaß, daß er die Ursache des meinigen war; ich sah nichts als einen sterbenden Freund in ihm!

Bayerische

Eilends schleppte ich ihn nun in meine Hütte, flößte ihm meinen letzten Tropfen Ziegenmilch ein, riß meine Lumpeu ab, um ihn damit zu bedecken, und sprach ihm mit thränendem Auge die liebevollste Tröstung zu. Dankbar drückte er mir die Hand, wehmüthig wollte er mich noch einmal um Verzeihung bitten — plötzlich stürzt ein bewaffneter Maure hinzu, und befiehlt mir aufzustehen. Ich weigere mich — Er legt seine Flinte auf mich an — Vergebens — Ich bin unerschütterlich. Endlich faßt er mich um den Leib, schleppt mich fort und stößt mich in meine Hütte hinein.

Der Abend brach an; eine schreckliche Nacht voll Sturm und Ungewitter, wo ich,

unaufhörlich mit meinem unglücklichen Freunde beschäftigt, kein Auge schloß. So mochte es vier Uhr gegen Morgen seyn, als ich plötzlich Menschentritte in der Ferne vernahm.

Ich horche, man nähert sich der Hütte, wo mein sterbender Landsmann lag. Man spricht mit ihm, man flößt ihm ein gewisses Getränke ein. — In dem Augenblick vernehm ich ein Geschrey, und eine Menge heftige Kolbenschläge verrathen mir nur zu deutlich was vorgefallen ist.

Als der Tag anbrach, zeigte man mir den Leichnam — O Gott, so hatt' ich ihm kein letztes Wort des Trostes sagen, so hatte ich ihm nicht die Augen zudrücken kön-

nen! — Unter Thränen eilte ich ihm nun ein Grab zu machen, und brachte den ganzen Tag in unbeschreiblicher Wehmuth zu.

4.

So war die Woche vergangen, als endlich auch mein Herr tiefer ins Land zu gehen beschloß. Wir machten uns demnach eines Morgens mit den übrigen Mauren auf den Weg, und kamen noch vor Sonnenuntergang bey dem Wohnplatze seines Stammes an. Ich fand dieselben Hütten, dieselbe Nahrung, dasselbe Elend, und sah mich mitten in einer Wüste auf ewig von meinem Vaterlande getrennt.

Mein Herr fand jetzt für gut, mir

seine Ziegenheerde anzuvertrauen, wodurch indessen meine Lage um nichts gebessert ward. Ach in diesem brennenden Klima, in diesen verödeten Gegenden hatte das Hirtenleben keinen Reiz für mich. Senkrecht schoß die Sonne ihre brennenden Strahlen auf mich herab, und nirgends war eine Quelle oder ein schattiger Baum zu sehen.

O wie oft stürzte ich, von dem quälendsten Durste verzehrt, auf meine Knie nieder, und flehte den Himmel um meine Erlösung an! Wie oft war ich im Begriff meinen Leiden ein Ende zu machen, da mein Schicksal mit jedem Tage härter zu werden schien.

So saß ich eines Abends in tiefe Gedanken versunken, als ich plötzlich das Brüllen eines Tiegers vernahm. Ich richte mich auf, er stürzt den Hügel herunter, und eilt in vollem Sprunge auf meine Heerde zu. Kaum habe ich Zeit mich hinter ein Gebüsch zu retten, so hat er schon drey Ziegen erwürgt. Endlich entfernt er sich, und ich sehe meine Heerde über die Ebene zerstreut.

Eben hatte ich sie mit unsäglicher Mühe wieder zusammen gebracht, als ich in der Ferne meinen Herrn in Begleitung seines Sohnes auf mich zukommen sah. Sie bemerkten meine Verwirrung, zählten die Heerde, vermißten die drey erwürg-

ten Ziegen, und geriethen in die äußerste Wuth. Fluchend und lärmend befahlen sie mir nach Hause zu treiben, schlugen mich unbarmherzig mit einer Geißel von Stricken, und banden mich an einem Pfahle fest, der am Eingange meiner Hütte stand.

Gott, welche Nacht, in der ich über und über mit Wunden bedeckt, dem kalten Taue und dem erstarrenden Nordwinde ausgesetzt war! Welche Leiden, welche Empfindungen, die keine Feder zu beschreiben vermag! — O Barbaren, die mir sogar einen Tropfen Wasser versagten. — Zu welchem Elend hatte mich noch mein trauriges Schicksal aufgespart!

Der Tag brach an, aber ich sah es

nicht, ich hörte es nur an dem Geräusche, das ich in den benachbarten Hütten vernahm. Meine Augen schienen mit einem dicken Felle überzogen zu seyn, so schrecklich hatte die Kälte auf meine Nerven gewirkt. Hülflos lag ich nun an meinem Pfahle ausgestreckt, bis endlich mein Herr aus der Hütte trat, und einiges Mitleid mit mir zu haben schien. Sogleich befahl er seinem Sohne, mich in die Hütte zu bringen und meine Augen zu bähen, ja er trug mir selbst ein kleines Gefäß mit Milch herbey.

Vergebens, ich hatte zu viel gelitten, mein Gesicht schien auf immer verloren zu seyn. Das grausame Weib meines Herrn

bemerkte es, und rieth ihrem Manne mich lieber zu tödten — „Schafft ihn aus der Welt!“ — hörte ich sie sagen — „Es ist ein Hund, der zu nichts mehr nützen kann!“

Jeden Augenblick erwartete ich den Todesstreich, jedes Geräusch, jeder Fußtritt erschreckte mich. Ich starb tausendfältig, und brachte den ganzen Tag in halbem Wahnsinn zu.

Sechs und dreyßig Stunden mochte ich mich in diesem schrecklichen Zustande befunden haben, als ich plötzlich gegen Mittag einen kleinen Schein vor den Augen bekam. Ich richte mich auf, versuche meine Augenlieder so weit als möglich zu öffnen,

und sehe endlich wie in weiter Entfernung meinen Herrn stehen. Noch einige Minuten, und die Gegenstände schienen mir immer näher zu kommen, bis ich endlich alles so deutlich als vorher zu sehen im Stande war.

Von diesem Augenblicke an ward ich nicht wieder zur Arbeit gebracht, im Gegentheil behandelte mich mein Herr mit vieler Gütigkeit. Alles geschah indessen bloß, um mich beym Leben erhalten, und bey einer günstigen Gelegenheit verkaufen zu können. Würklich ward ich auch schon nach einigen Tagen einem fremden Mauren überlassen, der durch Zufall bey unserer Hütte vorbey kam.

5.

So sah ich mich denn auf einmal in der Gewalt eines zweyten mir völlig unbekannten Mannes, der noch um vieles härter zu seyn schien. Ach ich erfuhr nur zu bald, daß mein Urtheil gegründet war! Schon auf unserer schrecklichen vierzehntägigen Reise war ich den grausamsten Mißhandlungen ausgesetzt.

Man trieb mich mit Geißelhieben weiter, ohne auf meine Entkräftung und meine blutenden Füße zu sehn; man maß mir das Wasser so spärlich zu, daß ich mehr als einmal — Doch wozu es sagen? — da jeder Leser von Gefühl vor diesen Entsetzlichkeiten zurück beben muß.

So kamen wir endlich den fünf und zwanzigsten Februar bey dem Wohnplatze meines Herrn an. Aber wie groß war mein Erstaunen, als sich sein Betragen auf einmal zu verändern schien.

Hatte ihn einer seiner Freunde auf meine Wichtigkeit aufmerksam gemacht? — Versprach er sich ein ansehnliches Lösegeld von mir? — Ich weiß es nicht; ich bemerkte bloß, daß er mich auf alle Weise zu verpflegen, ja sogar aufzuheitern suchte, und daß er mich sogar zu meinen Cameraden zu bringen versprach.

Er hielt Wort, denn schon am funfzehnten März verkaufte er mich an einen dritten Herrn nach Glimy, wo ich auch

wirklich schon den Lieutenant von unserm Schiffe fand. Kaum hatten wir hier drey Wochen bey einer ziemlich guten Behandlung zugebracht, als ein in Diensten der Herren Cabannes und Despars stehender Maure aus Mogador ankam, uns mit fünf andern unserer Landsleute, die sich in der Nachbarschaft befanden, loskaufte, und mit allem Nöthigen zu unserer Reise versah.

Wahrscheinlich hatten wir es der Bemühung unsers Vicekonsuls Herrn Mure zu verdanken, daß unser Aufenthalt so bald bekannt geworden war, und wahrscheinlich hatten auch diese Nachforschungen meinen zweyten Herrn zu einem gelindern Betragen bestimmt.

Es war den eilfen April 1784. als wir Glimy verließen, dennoch kamen wir schon den ein und zwanzigsten glücklich in Mogador an. Sogleich eilten die Herren Cabannes und Despars, uns alle Erquickungen, alle Bedürfnisse zu verschaffen, die in Mogador zu finden waren; ihr Eifer, ihre Theilnahme, ihr Edelmuth preßten uns Thränen aus. Bald kamen auch die übrigen Europäer, uns ihre Dienste anzubieten, so daß wir uns in wenig Wochen wieder hergestellt sahen.

Fast einen Monat hatten wir in dem Hause unserer großmüthigen Landesleute zugebracht, als uns der Kaiser nach Marocco zu schicken befahl. Hier kamen

wir nach einer sehr beschwerlichen Reise den funfzehnten Junius an, und wurden sogleich in das spanische Missionshaus gebracht.

Nachdem wir bey diesen guten Patres einige Wochen ausgeruht hatten, befahl der Kaiser uns in seinen Pallast zu bringen, schien über unsern Anblick gerührt zu seyn, und versprach zu unserm fernern Transport die nöthigen Ordres zu geben. Wirklich brachen wir auch schon den fünften Julius nach Rabat auf, brachten aber der entsetzlichen Hitze wegen siebzehn Tage auf dieser Reise zu.

Von dem edeln Herrn Mure, der hier residirte, wurden wir nun aufs beste em-

pfangen, und ohne Verzug mit dem Nöthigen zur dritten Reise nach Tanger versehen. Hier kamen wir den 31. Julius an, schifften uns nach Cadix ein, und hielten uns in dieser Stadt fünf und dreyssig Tage auf. Endlich fand ich ein Schiff nach Marseille, die Fahrt war glücklich, und ich stieg den fünften Oktober ans Land.

Ich nehme die Post, ich fliege nach Paris! — O Gott! ich sank in die Arme meines Weibes, um nun auf ewig der Ihrige zu seyn. — Acht Wochen darauf kamen auch meine übrigen Unglücksgefährten in Frankreich an.

IV.

B o i ß y.

Unter den vielen französischen Emigrirten, die schon nach einigen Jahren wieder in ihr Vaterland zurück zu kehren suchten, befand sich auch ein braver junger Mann, Namens Boissy, der wie so mancher andere, fast wider seinen Willen ausgewandert war. Die Schwierigkeit über die Grenze zu kommen, die Wuth der Patrioten, der gewisse Tod, der ihn zu erwarten schien — nichts vermochte seinen Entschluß zu ändern. Er schrieb an seine Familie, verschaffte sich einen Paß als französischer Schweizer, und trat so im

Sommer 1795. seine gefährliche Reise an. — Dies zur Einleitung, da er nunmehr selbst das Wort ergreifen mag.

....

1.

Es war den sechsten August, Vormittags um acht Uhr, als ich auf einem mir wohl bezeichneten, aber fast unbekannten Gebirgswege über die Grenze gieng. Mit klopfendem Herzen wanderte ich zwischen den schauerlichen Felsen fort, und stieg endlich in einen düstern Hohlweg hinab.

Schon glaubte ich die ganze Kette von Grenzpostirungen hinter mir zu haben, plötzlich erblickte ich einen Grenadier, der sein Gewehr auf mich anlegt, und in

demselben Moment sein furchtbares „Wer da?“ erschallen läßt.

„Wer da?“ — rief er noch einmal mit starker drohender Stimme, während ich vor Schrecken wie eingewurzelt stand. — „Wer bist Du?“ — fuhr er fort, als er sahe, daß ich völlig unbewaffnet war — — „Ein Mahler aus dem Wadtlande,“ — erwiederte ich — „Wo ist Dein Paß?“ — „Hier!“ — indem ich denselben aus meinem Portefeuille nahm. — Er sah ihn flüchtig an, und schüttelte den Kopf.

„Aber warum erschrackst Du so?“ — „Wer sollte nicht bey einem so plötzlichen Wer da? erschrecken?“ — war meine Antwort — „Possen!“ — fuhr er fort —

„Du bist ein Emigrirter! — Ich habe es gleich gesehen — Deine ganze Figur, Dein Ton, Dein Betragen, die Gegend hier, wo ich Dich finde — alles verräth Dich, guter Freund!"

Ich hielt mich verlohren, und griff daher nach meinem Säbel, um mich wenigstens zu vertheidigen. — „Halt!" — fiel er ein — „Sey unbesorgt! — Ich wollte Dich nur ein wenig bange machen! — Ein braver Soldat treibt kein Banditen-Handwerk. Wir sind nur Feinde mit den Waffen in der Hand, aber keiner von uns mag ein Henkersknecht seyn! Ich gehe zu meinem Bataillon, das in der Nähe liegt. Wenn ich Dir rathen soll, so schlage

Dich links, denn auf der Straße hier triffst Du beständig Cavalleriepatrouillen an!"

Kaum hatte er ausgeredet, als ich in der Ferne einige Stimmen und galloppirende Pferde vernahm. — „Geschwind! Geschwind!" — rief er — „Ins Holz hinein! Da kommen sie!" — Athemlos sprang ich in das Dickigt, und in derselben Minute flogen fünf Dragoner daher.

„Heda Camerad!" — riefen sie dem Soldaten zu — „Hast Du Jemand hier vorbeygehen sehen!" —

Grenadier. O ja, es wird kaum eine Minute seyn.

Dragoner. Ich wette, daß es ein Hund von Emigrirten gewesen ist.

Grenadier. Ich auch.

Dragoner. Aber zum Henker, warum hast Du ihn denn nicht angepackt?

Grenadier. Ja, wenn ich Dein Pferd gehabt hätte, denn so einen leichtfüßigen Kerl habe ich in meinem Leben nicht gesehn! Wie der Wind strich er vor mir vorbey!

Dragoner. Was für einen Weg hat er denn eingeschlagen? (Es waren nemlich drey Wege zu sehen.)

„Den da!" — sagte der Grenadier, indem er gerade auf den entgegengesetzten wies.

Die Dragoner sprengten fort, der Grenadier nahm seinen Tornister, sah sich noch

einmal nach mir um, und stieg dann langsam den Berg hinauf.

Beruhigter setzte ich nun meine Reise durch dicke Wälder und auf ungebahnten Gebirgswegen ohne weitere Abentheuer fort. — Gutmüthige Köhler! Ihr erquicktet den Hungrigen, ihr nahmt den Müden in eure Hütten auf! — Endlich am dritten Morgen stieg ich die letzten Abhänge des Jura hinab, und erblickte das friedliche *** das sich mitten aus der fruchtbaren Ebene erhob.

Ich hatte einige Freunde darin, bey denen ich ausruhen wollte, überdem war es unmöglich, diese Stadt zu umgehen. Hastig griff ich demnach nach meinem Por-

tefeuille, um meinen Paß heraus zu neh- men, und auf jede plötzliche Untersuchung gefaßt zu seyn.

Aber o entsetzlicher Augenblick! — Mein Paß war verschwunden! — Ich keh- re alle meine Taschen um, ich suche zehn- mal in dem Portefeuille nach — Verge- bens! Er war verlohren — Wahrschein- lich als ich mich an jenem Morgen plötz- lich vor den Dragonern verbarg.

Man setze sich einen Augenblick an meine Stelle, man denke sich meine Be- stürzung, meine Unruhe, meine peinliche Verlegenheit! — Was sollte ich anfangen? — Wie sollte ich die Stadt passiren? — O meine Eltern! So sollte ich euch denn

niemals wieder sehn! — Ich war in Verzweiflung, ich war außer mir. — Ich zitterte am ganzen Körper, und ein kalter Todesschweiß floß mir die Stirn hinab.

So brachte ich den ganzen Tag im Gebüsche verborgen unter den schrecklichsten Empfindungen zu. Endlich, als es anfieng dunkel zu werden, entschloß ich mich, schnell in die Stadt zu gehen. — „Hier oder dort!“ — sagte ich zu mir selbst — „Ich sehe doch nichts als den schmählichsten Tod vor mir.

So brach ich auf, endlich komme ich hart an dem Thore bey dem Hause meines Freundes M— an. Ob er noch hier wohnte, ob er überhaupt noch lebte? —

Ich wußte es nicht — Indessen klopfte ich an und fragte nach ihm.

„Bürger M.?" — war die Antwort des Mädchens — O ja hier wohnt er. — „Ist er zu Hause?" — Ja, eben ist er aus der Stadt gekommen. — „Ich möchte ein Paar Worte mit ihm sprechen." — Gut ich will es ihm sagen — Treten Sie indessen herein!"

Sie geht, und wenig Minuten darauf erscheint mein Freund. — Er sieht mich an, er scheint sich meiner nur ganz dunkel zu erinnern, und ist in Verlegenheit. — „Kennen Sie Boißy nicht mehr?" — flüstere ich ihm endlich ins Ohr, und mit thränenden Augen drückt er mich an sein Herz.

„Sind Sie es wirklich?" — rief er aus — „Sind Sie es wirklich? — Ach ich hätte nimmermehr geglaubt, Sie wieder zu sehn!" — Freudig führte er mich in sein Zimmer, setzte mir einige Erfrischungen vor, und hörte meine Erzählung mit sichtbarer Rührung an.

„Wie werde ich nun weiter kommen?" — sagte ich bekümmert — „Seyn Sie unbesorgt," — erwiederte er — „Jetzt ruhen Sie aus; nach einigen Stunden wollen wir weiter davon sprechen." — Mit diesen Worten verließ er mich, um — wie er sagte — zu einem Freunde zu gehn.

Der Tag brach an, und bald darauf trat mein edelmüthiger Freund herein —

„Hier!“ — rief er freudig aus — „Hier haben Sie ein Reisecertificat! — Es ist freylich für den Bedienten eines meiner Freunde bestimmt, aber ich denke, Sie sollen ihm ziemlich ähnlich sehen!“

Darauf brachte er mir einen abgelegten Bedientenrock, bat mich zu frühstücken, setzte sich hin, noch einige Empfehlungsbriefe für mich zu schreiben, und drang mir endlich sogar eine ziemliche Summe als Reisegeld auf.

„Jetzt!“ — fuhr er endlich fort — „Keine Zeit verlohren! — So gern ich Sie bey mir behielte, sehe ich Sie doch noch lieber in Sicherheit.“

Edler vortrefflicher Mann! — Ihm

allein bin ich mein Leben, und meine Freyheit schuldig! — Ihm allein verdanke ichs, wenn ich glücklich bey meiner Familie ankam.

2.

Sechs Wochen hatte ich im Schooße der Liebe und Ruhe bey ihr zugebracht, ohne daß der Agent des Directoriums von meiner Zurückkunft benachrichtigt worden war. Schon hoffte ich unentdeckt zu bleiben, schon machte ich Pläne zu meiner Verheyrathung, *) als mein Schicksal abermals eine ungünstige Wendung nahm.

---

*) Boißy hatte nemlich schon vor seiner Auswanderung eine Braut gehabt.

Der Agent, der despotische Proconsul, wie man ihn nennen möchte, hatte meiner Sophie kurz vorher einen Heyrathsantrag gemacht. Man kann denken, ob sie ihn abgewiesen hatte, und ob er darüber in Wuth gerieth. Von nun an ließ er sie mit Spionen umgeben, und so erfuhr er leicht, daß ich sein Nebenbuhler war.

Alles das war mir völlig unbekannt geblieben, da ich Sophien, die zwey Lieuen von Rennes lebte, aus Vorsicht höchstens nur alle Monat sah. Plötzlich erhielt ich keine Briefe mehr, so daß ich mich in der peinlichsten Verlegenheit befand.

Ich fertige einen Boten ab, er bleibt außen; ich schicke einen zweyten fort, er kommt

kommt eben so wenig zurück. Endlich ge=rathe ich außer mir, mache mich mitten in der Nacht selbst auf den Weg und lange bey einem schrecklichen Schneegestöber um zwey Uhr Morgens in dem Städtchen an.

Ich stehe vor ihrem Hause, klopfe, ich rufe, alles bleibt still — Ich zerspren=ge beynahe die Klingel — Niemand regt sich — Endlich, als ich schon alle Hoffnung aufgab — erscheint ein Bedienter mit einer kleineu Laterne, bittet mich still zu seyn, eilt fort, und läßt mich ohne weiteres in dem Vorhause stehen.

Verwundert sinne ich einen Augenblick über dieses geheimnißvolle Betragen nach — plötzlich erscheint Sophie mit ihrer

Mutter, und flüstert mir zu, mich zu retten.

„Wir sind mit Spionen umgeben!" — setzte die Mutter hinzu — „Eilen Sie, ehe Sie entdeckt werden! — Um Gottes Willen retten Sie Sich, ehe der Tag anbricht!"

Mit diesen Worten schiebt sie mich zur Thür hinaus, und ehe ich mich recht besinnen kann, bin ich schon hundert Schritte vom Hause entfernt.

Plötzlich werde ich durch ein furchtbares „Halt!" aus meinem Traume geweckt, und sehe eine Patrouille mit einigen Fackeln, die hastig auf mich zu marschirt.

„Halt!" — wiederholt der Officier,

und seine Leute umringen mich — „Wer seyd Ihr? — Wo wollt Ihr hin? — Wo ist Eure Karte?“

Ich stammle, ich will mich zur Wehre setzen, und so werde ich mit fortgeschleppt — Wir kommen bey Sophiens Hause vorbey — Sie öffnete das Fenster und erkannte mich — O Gott! Ich hatte sie vielleicht zum letztenmale gesehen!

So kommen wir bey dem Gefängnisse an — Ich werde hinab gestoßen, und finde nichts als ein Häufchen verfaultes Stroh — Schreckliche Nacht! — Ewig wird sie mir unvergeßlich seyn!

3.

So war es Tag geworden, endlich um

ein Uhr ward ich in eine Art Gerichts-stube geführt. — Das Verhör beginnt — „Wer seyd Ihr? — Wie heißt Ihr?“ u. s. w. — Endlich eine Menge verfänglicher Fragen, deren geheimer Zweck unverkennbar war. — Ich blieb indessen meinem Charakter treu — Bedienter des Bürgers M— der in seinen Geschäften reist. Alles ward in der Ordnung protocollirt, und so ward ich wieder in meinen Kerker gebracht.

Nichts von meiner Lage, meinen Empfindungen und meinen Besorgnissen, jede Beschreibung würde hier überflüssig seyn. Endlich brachte mir der Gefangenwärter einen Brief, der mir einige Hoffnung gab.

— Er war von meiner angebeteten Freundin, sie hatte diese Gefälligkeit mit hundert Livres erkauft — Sie versprach alles für mich zu thun — Leider war aber die Versammlung der Geschwornen schon auf Morgen angesetzt.

Der gefürchtete Tag erschien, doch hoffte ich noch alles von meiner Verkleidung. Aber wie groß war mein Entsetzen, als der öffentliche Ankläger meinen wahren Namen aussprach, als er mir Briefe mit meiner Unterschrift vorlegte, und drey Zeugen aufführte, die meine Emigration bekräftigten. — Schrecklicher, schrecklicher Augenblick! — Die Geschwornen berathschlagten nur einen Augenblick,

und sprachen dann einmüthig das Todes-urtheil aus.

Ich ward in meinen Kerker zurück gebracht; weinend warf ich mich auf mein elendes Lager hin. — O Sophie! — So werde ich Dich niemals wieder sehen! — So werde ich nie der Deinige werden! — Ich war außer mir, ich überließ mich der schrecklichsten Verzweiflung!

Mitternacht war so heran gekommen, plötzlich höre ich die Riegel klirren, und in dem Augenblicke geht die Thür meines Kerkers auf — „Geschwind!" — sagte der Kerkermeister, der mir den Brief gebracht hatte — „Geschwind! — Und keinen Laut, so lieb Ihnen Ihr Leben ist!"

„Gott!“ — sagte ich zu mir selbst — „Wollen Sie dich mitten in der Nacht ermorden — Oder sollte es meiner Freundin gelungen seyn?“

In diesem Augenblicke treten wir in die Stube des Gefangenwärters — „Hier werfen Sie diesen Kittel über!“ — sagte er, nahm mich bey der Hand und führte mich durch den Hof zu einer Hinterthür hinaus — „Sie sind frey!“ — sagte er jetzt — „In wenig Augenblicken werden Sie in Sicherheit seyn!“

Kaum hatte er ausgeredet, so stürzte mein edler D— auf mich zu — „Geschwind an die Küste!“ — sagte er — „Sophie und Deine Eltern haben sich schon

eingeschifft!" — Der Gefangenwärter eilte fort, und wir flogen zum Städtchen hinaus — „Wir haben dreytausend Livres aufgeopfert!" — sagte mein Freund — „Gott Lob! daß es gelungen ist!"

Bald erreichten wir nun die Küste, wo das Schiff schon seit vierzehn Stunden vor Anker lag. Wir finden eine Chaluppe, wir rudern hinüber, wir steigen an Bord, und Sophie fliegt an meine Brust. — Gott, welches Wiedersehn! — Sie hatte ein und zwänzig Stunden in beständiger Todesangst zugebracht. — So giengen wir unter Seegel und kamen bald darauf glücklich in Hamburg an.

V.

Capitain Wilson.

Ich war im Jahre 1780. mit einer beträchtlichen Ladung Kriegsmunition von England nach Ostindien abgeseegelt, als ich in den indischen Gewässern von einer französischen Fregatte gekapert und nach Cuddalore *) gebracht ward. Hier fand ich eine Menge Landsleute von der Besatzung

*) Cuddalore war nemlich damals in französischen Händen.

des Hannibal, der ebenfalls vor kurzem genommen worden war. Sämmtliche Offiziere erhielten die Erlaubniß auf ihr Ehrenwort frey herum zu gehen, und so brachten wir unsere Zeit, in Hoffnung einer baldigen Auswechselung, ziemlich vergnügt ohne weitere Besorgnisse zu.

Allein wie groß war unser Entsetzen, als wenig Tage darauf die Nachricht von dem schändlichen Vertrage des Admiral Suffrein mit Hyder Aly eintraf, alle englische in den Händen der Franzosen befindliche Gefangene an diesen Tyrannen auszuliefern. Es hieß unser Todesurtheil sprechen, da bey Hyder Aly weder Mensch-

lichkeit noch Völkerrecht galt, auch hatten alle Franzosen, die zu Cuddalore waren, nur eine Stimme darüber, wiewohl sie keine Möglichkeit zu unserer Rettung sahen.

Es war den 17ten August 1781. Nachmittags um drey Uhr, und den folgenden Morgen sollte der Transport nach Seringapatam abgehen. Schwermüthig dachte ich über mein schreckliches Schicksal nach, als mir plötzlich ein Mittel zu meiner Rettung einfiel. Ich hatte auf dem Walle eine niedrige Stelle bemerkt, ich beschloß noch diesen Abend aus Cuddalore zu entfliehen. — „Wer wagt, gewinnt!“ — sagte ich zu mir selbst — „Besser auf der

Flucht, als in den Fesseln des Tyrannen zu sterben!"

War es Verstellung, war es Sicherheit des Commandanten von Cuddalore, er schien unsere Entweichung als schlechterdings unmöglich anzusehen. Daher die Freyheit, die Sorglosigkeit, mit der man mich noch kurz vor Sonnenuntergang auf den Wall gehen ließ. Ich hatte Niemanden als meinen Bedienten bey mir, und wir konnten uns also leicht verbergen, bis es völlig finster geworden war.

Aber jetzt um zehn Uhr, wo sich die Patrouillen auf dem entferntesten Theile des Walles befanden, schien mir endlich der günstigste Augenblick zu unserer Flucht

gekommen zu seyn. Ohne mich daher weiter zu bedenken, sprang ich herzhaft über die Brustwehr hinweg, kam glücklich auf die Füße zu stehen, stürzte aber in demselben Augenblicke halb bewußtlos in den Fluß hinab. Schon glaubte ich verloren zu seyn; doch kaum hatte ich das Wasser berührt, als ich wieder zu mir kam.

Muthig sprang ich nun wieder heraus, gab meinem Bedienten das verabredete Zeichen, und fieng ihn an dem Fuße des Walles in meinen Armen auf. Mein Plan war nun über den Fluß zu schwimmen, und wo möglich nach Porto Nuovo zu den englischen Vorposten zu gehen.

Mit einiger Mühe gelang es uns auch, das andere Ufer zu erreichen, wiewohl ich meinen Bedienten, der nicht schwimmen konnte, auf dem Rücken hinüber zu tragen gezwungen war.

2.

Es war um zwey Uhr Morgens, und schon glaubte ich in der Nähe von Porto Nuovo zu seyn. Plötzlich ruft mich eine indische Schildwache an, und ich bemerke zu meinem Entsetzen, daß ich von dem rechten Wege abgekommen bin. In dieser Verlegenheit war kein anderer Rath, als über den benachbarten Strom zurück zu gehen, so gefährlich auch der Übergang we-

wegen der eintretenden Ebbe zu seyn schien.

Doch kaum hatte ich mich mit meinem Bedienten auf dem Rücken in die rauschenden Fluthen gestürzt, als ich die Unmöglichkeit, diesen armen unglücklichen Menschen hinüber zu bringen, mit Gefahr meines Lebens einsah. Ich war also gezwungen, ihn seinem Schicksale zu überlassen, und bloß auf meine Rettung bedacht zu seyn.

Aber vergebens suchte ich gegen die heftig einbrechende Brandung an zu kämpfen. Ich ward von dem Strome zurück getrieben, und sank ermattet ans Ufer hin.

Wehmüthig blickte ich auf die einsame vom Monde beleuchtete Gegend hinaus, als ich plötzlich ein kleines Boot entdeckte, das in einem benachbarten Gebüsche verborgen war. Ich eile darauf zu, mache es los, und bin im Begriff es in das Wasser zu stoßen, plötzlich stürzen zwey indische Männer auf mich zu.

„Heda! — Was willst Du mit dem Boote anfangen?“ — riefen sie, und rissen mir hastig die Ruder weg. — Ohne mich lange zu bedenken, sage ich ihnen, daß ich von meinem Wege abgekommen bin, daß ich nach Tranquebar gehen, und über den Fluß setzen will. Nach einigem

Zaudern verstanden sie sich endlich, mich hinüber zu bringen, und ich eilte nun so schnell ich konnte auf meinem Wege fort.

Unterdessen war es beynahe völlig hell geworden, und eben gieng die Sonne hinter dem Walde auf. Man denke sich mein Entsetzen, als ich in diesem Augenblicke einen Trupp von indischen Reitern erblickte, der in vollem Gallopp auf mich zugesprengt kam. Noch wollte ich versuchen, mich in dem Walde zu verbergen; aber schon sah ich mich auf allen Seiten umringt.

Man wirft mich nieder, man reißt mir die Kleider ab, man bindet mir die Hände auf den Rücken, und schleppt mich zwischen zwey Pferden fort. Schrecklicher

Marsch! Erst Abends um zehn Uhr kam ich mit Wunden bedeckt in dem Hauptquartier an, wo man mich ohne die mindeste Nahrung in einen scheußlichen Kerker warf.

Gott, welche Nacht! — Noch jetzt nach funfzehn Jahren denke ich mit Schauder daran zurück. So war ich denn in die Hände des blutdürstigsten aller Tyrannen gefallen! — So sah ich nichts als die schrecklichste Sclaverey, oder den schmählichsten Tod vor mir.

Der Tag brach an, ich ward zum Verhör abgeholt. — Ohne Zurückhaltung erzählte ich alles, und wie ich über den Coleron gegangen sey.

„Jute Bat!" *) — erwiederte der Gouverneur mit zorniger Miene! — „Wer kann lebendig über den Coleron kommen!"

Da ich indessen fortfuhr die Wahrheit zu betheuern, so schien er es endlich zu glauben und sagte Oude Ka Adami! — „Dieser Mensch war in Gottes Schutz!" — Indessen ließ er mich nichts desto weniger wieder in meinen Kerker werfen, und stattete noch denselben Morgen seinen Bericht an Hyder Aly ab.

Drey Wochen vergiengen, man hatte mich unterdessen mit einem englischen Matrosen zusammen geschmiedet, endlich kam

---

*) Das ist eine Lüge.

der Befehl zu unserer Transportirung nach Seringapatam an.

Wir waren unserer hundert und drey und funfzig zusammen, immer zwey und zwey zusammen gekettet und bis auf einige Lumpen fast gänzlich von Kleidern entblößt. Dennoch ließ man uns in diesem Zustande fast fünfhundert englische Meilen zu Fuße machen, wobey unsere ganze Nahrung in etwas dumpfigem Reis und fauligtem Wasser bestand. Auch trafen wir erst nach einem Marsche von siebenzig Tagen halbtodt und über und über mit Wunden bedeckt in Seringapatam ein.

Und doch was waren alle diese Leiden gegen die Quaalen der schrecklichsten Sclaverey, die nun ihren Anfang nahm. Ohne Kleidung, ohne hinlängliche Nahrung, ohne Arzneyen, ohne Erquickung, sahen wir uns jetzt in ein Gefängniß eingesperrt, das allem Ungestüm der Witterung ausgesetzt war. Hier waren wir in unsern stinkenden Behältnissen gleich faulenden Leichnamen eingesperrt! Hier — Doch es giebt Leiden, die man nicht einmal zu beschreiben wagt.

Zwey und zwanzig Monate hatte ich in diesem schrecklichen Elend zugebracht. Mein ganzer Körper war aufge-

schwollen und mit scheußlichen Beulen bedeckt. Der größte Theil meiner Mitgefangenen war bereits am Brande gestorben, und mit jedem Augenblick mußte ich selbst meinem Tode entgegen sehen. Plötzlich erschien ein Engel zu meiner Rettung, der mich auf Einmal aus meinem Elend riß.

Der General Coote hatte den Tyrannen gedemüthiget, er hatte ihm den Frieden nur unter der Bedingung unserer Freyheit bewilliget, er schickte jetzt Mr. Law zu unserm Empfange ab.

O Augenblick der Freude, des Entzückens, der Seeligkeit, als eines Mittags die Thür unsers Kerkers aufgieng, und

unser großmüthiger Landsmann in unsere Mitte trat. — O süße vaterländische Töne, mit denen er uns unsere Befreyung und das Ende unserer Leiden verhieß. Jeder eilte ihm entgegen, der Kränkste raffte sich freudig von seinem Lager auf.

Leider hatte aber nur der kleinste Theil jene schrecklichen Martern überlebt. Von hundert und drey und funfzig Gefangenen zogen nur zwey und dreyßig wieder von Seringapatam ab. Drey Monate darauf kamen wir glücklich in Madras an.

....

So weit Capitain Wilson, der hierauf nach England zurückkehrte und durch seine Missionsreise nach Otaheite — die man unter andern auch in der Vossischen, und Bertuchischen Sammlung findet — noch bekannter geworden ist.

VI.

Die Reise nach Bareges.

Erstes Fragment.

Wir verließen das üppige Bordeaux und die reizenden Ufer der gelblichten Garonne, um über Mont Marsan, wo meine Reisegefährten Geschäfte hatten, nach Tarbes zu gehen. Bald hatten sich nun die grünenden Wiesen und schattigen Ulmenwäldchen in kahle Ebenen verwandelt, und alles kündigte uns den Anfang der Landes de Bordeaux an.

Man hat diese wüsten, unangebauten

Haiden schon aus mehrern Reisebeschreibungen kennen gelernt; *) man weiß, daß sie von Norden nach Süden, über dreyßig Lieuen in der Länge, und von Osten nach Westen, funfzehn bis zwanzig in der Breite haben; und man erinnert sich, daß sie trotz ihrer Unfruchtbarkeit dennoch hier und da mit einigen Dörfern und Flecken, so wie mit mehrern großen Anpflanzungen von Fichten, Tannen, Korkbäumen u. s. w. bedeckt sind.

---

*) Unter andern auch aus Links vortrefflicher gehaltreicher Reise durch Frankreich, Spanien und Portugall, 1r Th.

Was indessen die Aufmerksamkeit des Beobachters am meisten auf sich zieht, das sind die Einwohner, die Parens oder Landesbauern, wie man sie in Bordeaux zu nennen pflegt. Einer meiner Bekannten, ein junger geistreicher Spanier nannte sie die Hottentotten von Frankreich, und man muß gestehen, daß diese Charakteristik ziemlich richtig ist. Nach den Bauern des Departement Finistere dürften sie sicher die ärmsten, rohsten und unwissendsten von ganz Frankreich seyn. Hier sind die Belege dazu, damit es Niemand für Übertreibung hält.

Wir hatten etwas an unserm Wagen auszubessern und kehrten demnach in der

Nähe bey einem Parens ein. Eine elende halb mit Stroh, halb mit Baumrinden gedeckte Leimhütte, ein viereckigtes Behältniß, wo kein Tisch, kein Stuhl, kein Bette *) u. s. w. sondern bloß ein ungeheures Camin zu sehen war. — Da haben Sie die Wohnung unsers honetten Bauersmannes, den man, wohl zu merken, noch für ziemlich wohlhabend hielt.

Als wir eintraten, war der Hausherr eben aus dem Walde zurück gekommen, und hatte sich auf ein Schaaffell vor das Feuer ge-

*) Sie schlafen auf dem Heuboden, oder auf Schaaffellen.

gelegt. Die Frau war beschäftigt eine sogenannte Cruchade *) zu bereiten, und eine der ältern Töchter breitete etwas Wäsche über dem Kamine aus. Ein Knabe band kleine Bündel von Maisstroh, worein er etwas Kleye that, um die Ochsen damit zu füttern, und eine alte Großmutter machte Anstalt ein kleines Kind zu füttern, das in seinem Bournac **) bey dem Feuer stand.

So wie wir in die Thür traten, rich-

*) Teig von Mais oder Hirse, der mit etwas darauf gelegtem Speck gegessen wird.

**) Hohes enges Fäßchen, dessen Ende sich nach Belieben höher und niedriger stellen läßt.

tete sich der Hausherr vom Feuer auf, kam uns entgegen, bot uns die Hand, und hieß uns willkommen seyn.

„Heda Margarethe!“ — rief er der Tochter in seinem Patois zu — „Geschwind bring den Herren ein Glas frische Ziegenmilch!“ — Zu gleicher Zeit nahm er einige Schaaffelle von der Wand, breitete sie beym Feuer aus, und warf einen großen Strauch Thymian in das Kamin. — „Setzen Sie Sich meine Herren!“ — fuhr er fort — „Es ist kalt und hier haben Sie Platz genug!“

Die Ziegenmilch kam an, und zu gleicher Zeit ein großer Käse mit einem noch größern Brode von Mais und Hirsemehl. — „Nun langen sie zu!“ — sagte der

Hausherr — „Es ist frisch — Sie dürfen nicht bange seyn!" — Unterdessen brachte unser Bedienter eine Flasche Cognac-Brandewein, und eine Rolle Taback herbey — „Ja freylich" — fuhr unser Parens fort — „Wer solche Delikatessen hat!" — Wir eilten ihm davon anzubieten, und man kann denken, ob er sich lange bitten ließ.

„Hören Sie!" — sagte er zu Herrn Labarthe, nachdem er einige herzhafte Züge gethan hatte — „Sie sind mein Mann! — Gewiß und wahrhaftig, das muß ich gestehen — Hören Sie, wenn Sie einen Handel mit mir machen wollten — Meiner Treue! — Nun Sie sollen zufrieden seyn — Sehen Sie einmal die Fässer da!" —

Er wies auf eine Reihe Braytonnen, die unter der kleinen Bodentreppe aufgestapelt waren — „Exta gut! — ich sage es Ihnen — Und ich liefere sie bis Bordeaux frank und frey — Ohne einen Sou — Verlassen Sie Sich darauf — Nun mein Herr! was sagen Sie dazu?“

Herr Labarthe, der wirklich von Zeit zu Zeit sehr große Quantitäten Bray verschickte, aber in diesem Augenblicke keinen Handel schließen konnte, dankte ihm für sein Anerbieten, ließ ihm aber seine Adresse zurück.

„Nun für ein andermal dann! — Hörst Du's Sybille! — Der Herr da will mein Abnehmer seyn — Nun wies Gott gefällt!

— Gute Waaren, gutes Geld — Betrügen ist meine Sache nicht!"

Mit diesen Worten reichte er Herrn Labarthe die Hand, nahm sein kleines rundes Baret ab, das die Parens statt einer Mütze tragen und trank das Glas bis auf ein Drittheil aus. — „Hier Sybille!" — indem er sich zu seinem Weibe wendete — „Auf die Gesundheit des Herrn Kaufmanns! — Und glückliches Wiedersehn!"

Unser Wagen war unterdessen wieder in Stand gesetzt worden, und so fuhren wir beym schönsten Mondschein die anderthalb Lieuen vollends bis Mont Marsan.

Zweytes Fragment.

Als wir am andern Mittag Saint Sever verließen, erblickte ich in der Ferne einige seltsame neun bis zehn Fuß hohe Gestalten, die wie zweybeinigte Pferde aussahen. Meine Reisegefährten lächelten, und sagten mir endlich, daß es Hirten auf Stelzen wären, deren man sich in den sumpfigen Landes allgemein zu bedienen pflegt.

„Sie sollen diese Riesen näher kennen lernen!" — sagte Herr Labarthe, und rief sie in ihrem Patois an. Kaum hatten sie es gehört, als sie sich in Bewegung setzten,

und mit unglaublicher Schnelligkeit zu uns herüber kamen. Herr Labarthe machte mich dabey auf ihre ungeheure funfzehn Fuß lange Stäbe aufmerksam, mit denen sie über Gräben setzen, die oft kein Pferd überspringen kann.

Als sie jetzt näher gekommen waren, hatte ich nun die beste Gelegenheit, ihren sonderbaren Anzug zu besehen. Der eine trug eine Art Doliman aus Schaaffellen gemacht, eine rothe Weste, gelbe Beinkleider und das gewöhnliche platte Bauernbaret. Dazu kamen Camaschen von Lämmerfellen oder Camauo's, wie man sie hier zu nennen pflegt, oben und unten mit rothem Bande geschnürt, wobey aber der vordere

Fuß völlig nackend bleibt Noch trug der Parens eine Kürbisflasche in der Hand, und schien der Herr des andern, oder der Eigenthümer der Heerde zu seyn.

Der zweyte trug eine Mütze von grobem weißgrauem Tuche, die gerade, wie eine große Düte aussah. Er hatte einen braunen Mantel mit einem ausgezackten Kragen umgeschlagen, doch so, daß man eine rothe Weste, ein paar gelblichte Beinkleider, und ein Paar schmutzige baumwollene Camaschen darunter hervorragen sah. In der einen Hand trug er seinen langen Stock, in der andern eine eiserne Pfanne und ein Bündel geräucherte Sardellen.

Auf dem Rücken war der steinerne

Weinkrug und eine Flinte befestiget. Auf der Brust hatte er ein großes flaches Brod von Mais und Hirsenmehle. Beyde Hirten waren übrigens zwey kleine magere ausgetrocknete Figuren, die mit ihren struppichten Haaren und schwarzbraunen Gesichtern ziemlich confiscirt aussahn.

Als ich mich über die sonderbare Equipage des letztern verwunderte, hörte ich, daß er der eigentliche Schaafhirt sey, der immer dreyßig bis vierzig Tage mehrere Stunden weit von seinem Dorfe auf der Weide zu bleiben pflegt. Zu dem Ende ist er jedesmal mit seiner ganzen Wirthschaft versehen, schließt sich jedoch des Nachts mit seinen Schaafen in eine Hürde.

Herr Labarthe wollte mir jetzt ein Paar Kunststücke von diesen Leuten sehen lassen, und vermochte sie auch durch ein Paar Gläser Cognac ohne viel Mühe dazu. Sie zeigten sich also in einigen Tanztouren, in einigen Salto's Mortales über die benachbarten Graben u. s. w. bis endlich der eine blitzschnell von den Stelzen herunter sprang.

Um diese nun wieder anzuschnallen, kletterte er auf unsere Kutschendecke, und war in einem Augenblicke wieder beritten gemacht. Wir warfen ihnen einige Sousstücke hin, und im Fluge eilten sie wieder zu ihrer Heerde zurück.

Unter mancherley Gesprächen über die genügsame Lebensart, die Beschäftigungen

und die Vorurtheile dieser Landesbauern waren wir bis Lourde gekommen, wo ich Gelegenheit hatte, auch ihre Tänze zu sehen. Da es gerade Sonntag war, so fanden wir alles in der Schenke oder Cantine versammelt, und es gieng außerordentlich lustig her. Die Alten zechten, die Jungen tanzten die Panperrücke, welches eine Art französischer Volero ist. Nie hätte ich geglaubt, daß sich die Landesbewohner bis zu diesem Grade von Lebhaftigkeit und sinnlicher Darstellung erheben könnten, da es ihr übriges Betragen auch nicht im entferntesten vermuthen läßt.

Drittes Fragment.

So wie man Lourde verläßt, fängt man an allmählich höher zu steigen, und kommt durch lauter wilde, pittoreske Gegenden bis in das Thal von Angelos. Hier kann man nun die höchsten beschneyten Gipfel der Pyrenäen deutlich vor sich sehen, wiewohl man noch immer sieben bis acht Stunden davon entfernt seyn mag. Auf einem ziemlich steilen Wege steigt man endlich vollends nach Barèges herab.

Barèges ist eigentlich nichts als eine lange Gasse von etwa achtzig bis neunzig Häusern, die in einem schmalen Thale auf

dem linken Ufer des Gave liegt. Die Bäder, die Kirche, die Casernen und einen Gesellschaftssalon ausgenommen, findet man eigentlich nichts als ärmliche Hütten darin.

Aber die Heilkraft seiner warmen Quellen, die bey den veraltetesten Rheumatismen, Gichtknoten u. s. w. durch unzählige Erfahrungen bestätigt ist, die große herrliche Natur, die allein schon eine Reise verdient, endlich die zahlreiche gute Gesellschaft, die man jährlich hier zu finden pflegt, haben die Bäder von Bareges in ganz Frankreich und in einem großen Theile von Europa berühmt gemacht.

Freylich ist das Klima rauh, wie es in den Gebirgen zu seyn pflegt, so daß

man oft um Johannis noch einzuheizen gezwungen ist. Auch ist der Aufenthalt ziemlich kostbar, indem man wenigstens zehn Livres auf den Tag rechnen muß. Aber diese beyden Umstände abgerechnet, wird der Fremde in jeder andern Rücksicht mit seinem hiesigen Aufenthalte zufrieden seyn.

Welche Natur! Welche große und entzückende Gegenstände! Welcher Stoff für den Mineralogen und Botaniker! — Wie viel Beobachtungen über die Sitten dieser gutwilligen Thalbewohner, und ihrer höhern Gebirgsnachbarn! Wie viel interessante Bekanntschaften endlich, deren Erinnerungen ewig merkwürdig sind!

Auch wir hatten das Glück, eine Men-

ge merkwürdiger Menschen hier zu finden, von denen mehr als einer durch die Revolution bekannt geworden war. Unter andern trafen wir auch einen sehr braven Mann Herrn Lepinard aus Brüssel an, der uns manchen Aufschluß über das System der Schreckensregierung gab. Er war selbst ein Opfer ihrer Tyranney gewesen, und theilte uns seine Geschichte mit, die als ein unglückliches Lebensabentheuer auch hier eine Stelle verdient. *)

*) Lepinard war Eigenthümer und Verfasser einer Zeitung in Lille, und hatte sich immer als ein redlicher Mann gezeigt.

N3 ## Viertes Fragment

Es war in der Nacht vom fünften auf den sechsten August 1793. — sagte er — als ich mit meiner Frau arretirt und jedes von uns in ein besonderes Gefängniß geführt ward. Einige Tage darauf indessen bekam mein gutes Weib ihre Freyheit wieder, ward aber unter Aufsicht eines Gensdarmes gesetzt. Alle Bemühungen aber, mich selbst aus dem Kerker zu ziehen, waren vergebens. Drey Wochen nach meiner Verhaftung ward ich von dem Agenten des

Ty:

Tyrannen (Robespierre) nach Paris transportirt.

Ich komme an, man führt mich wie ich bin, in ein Zimmer des Wohlfahrtsausschusses, und drey Tage vergehen, ohne daß sich jemand um mich zu bekümmern scheint. Endlich, da ich von Hunger gequält zu wiederholtenmalen um mein Verhör ansuche, erläßt man einen Befehl, mich nach der Abtey zu bringen, und setzt die schrecklichen Worte: geheime Verwahrung hinein.

Man kennt die Abtey, es ist das ungesundeste, das schmutzigste Gefängniß von ganz Frankreich. Hierher wurde ich also gebracht, hier bekam ich ein Zimmer —

was sage ich — hier bekam ich ein Behältniß, worin nichts als ein alter Tisch und ein halbverfaultes Gurtbette mit Stroh belegt, zu sehen war. — Welche entsetzliche Nacht! — Myriaden von Ungezieffer stürzten von den Wänden auf mich herab.

So vergiengen vier und zwanzig Stunden, ehe die Thür meines Gefängnisses wieder geöffnet ward. Endlich erschien ein barbarischer Gefangenwärter, und brachte mir Wasser und Brod. Mit Thränen in den Augen drang ich in ihn, mein stinkendes Behältniß reinigen zu lassen, mit aufgehabenen Händen flehte ich ihn um etwas Licht, Pappier und Dinte an — Vergebens — „Ihr seyd in geheimer Ver-

wahrung!" — erwiederte er mit rauher Stimme und schlug die Thüre hinter sich zu.

Die zweyte schreckliche Nacht — die zweyte Periode von vier und zwanzig Stunden, die mir eine Ewigkeit zu seyn schien. Mein Gefangenwärter kam wieder, er brachte mir abermals Wasser und Brod. — „O!" — sagte er, als er bemerkte, daß das gestrige noch fast unangerührt war — „Wenn Ihr Geld habt, unten ist gutes Essen zu haben!" — „Ach!" — erwiederte ich — „Ich will Euch gern bezahlen, nur vor allen Dingen einen Stuhl! Ein Licht! Etwas Dinte, Pappier und Feder!" — „Unmöglich!" — fiel er ein —

„So lange Ihr nicht verhört seyd, darf ich nicht!“

Eine dritte Nacht, abermals vier und zwanzig Stunden — Diesmal fand mich mein Kerkermeister bis zur Ohnmacht erschöpft. Seit hundert und sechsund neunzig Stunden hatte ich kaum einige Bissen Brod verschluckt, seit meiner Ankunft in Paris hatte ich nicht funfzehn Minuten nach einander geruht! — Und welche Erinnerungen, wenn ich an Lille dachte! — O meine Frau! O meine Kinder! — Konnte ich hoffen, sie jemals wieder zu sehn!

Der Gefangenwärter trat vor mich hin, und schien einen Augenblick gerührt zu

seyn. Ohne ein Wort zu sagen, entfernte er sich, meldete es seinem Herrn, und kam bald darauf mit dem Befehl zurück, mich hinunter zu führen. — Ich versuchte einige Schritte zu thun, war aber zu schwach dazu. — Endlich faßte er mich an, und führte mich halb schwankend in den Saal hinab.

Ich trete hinein, man leitet mich auf einen Stuhl, und nun erblicke ich den Oberschließer, der bis zum Ekel betrunken war. — „Haha!" — hub er an — „Das Gefängniß gefällt Dir also nicht! — Ich bin hier Alles — Kerkermeister — Actuarius — Magistratsperson — Ich bin hier Alles — Meine Leute haben mir gesagt, daß

Du nicht essen willst — Ich habe es dem Ausschusse gemeldet, das war meine Pflicht — (Hier spie er aus) Man hat mir geantwortet: Nun gut, so mag er crepiren!" (abermals ausgespieen)

„Nün meinetwegen! Iß oder iß nicht! (lange Pause) Mir ists einerley!" (Hier ließ er den Kopf sinken, hob ihn erst einige Minuten nachher wieder auf und fuhr fort) „Höre! — Ich führe einen guten Tisch! — Alles was man haben will — Für Geld versteht sich! — Wo bist Du her? — Was hast Du gethan? — (Als ich Lille nannte, fiel er ein) — Aha! — Die Stadt ist mir bekannt — Ich bin ein=

mal da gewesen — Aber was Teufel! Du stinkst ja wie ein Fieberkranker! — Marsch! — Fort! — Führt ihn hinauf.

Bey diesen Worten nahm mich der Gefangenwärter auf den Rücken und trug mich wieder die Treppe hinauf. — In dem Augenblicke, als wir über den Coridor giengen, stürzte eine Menge anderer Gefangener hinzu — „Frisch! — Muth gefaßt, mein Herr!“ — riefen sie mir zu — „Um Gottes Willen sich nicht so niederschlagen lassen!“ u. s. w.

Sie brachten endlich den Gefangenwärter dahin, mich in ihr großes Zimmer zu begleiten, und drangen mir einen Theil von ihrem Essen auf. Aber ich war in ge-

heimer Verwahrung, und so ward ich gleich nachher wieder in mein Behältniß gebracht.

Eine vierte Nacht, mein Gefangenwärter schien mich vergessen zu haben, er erschien nicht. — Eine fünfte Nacht, ich hatte richtig vermuthet, denn er entschuldigte sich. Um es wieder gut zu machen, brachte er mir ein wenig warmes Essen mit, aber da es mich anekelte, so ließ ich es stehen. — Die folgenden drey Wochen keine Verschiedenheit!

Unterdessen sann ich Tag und Nacht darauf, mir einige Schreibematerialien zu verschaffen, bis ich endlich auf folgende Weise damit zu Stande kam.

Ich setzte mir nemlich mit einigen Tropfen Blut aus meinem Daum, feingestoßenen Kohlen, die ich unter dem Unrathe fand, und etwas von den Schlössern abgeschabten Roste eine Art Dinte zusammen, die wenigstens leserlich war; Pappier fand ich ein ziemliches Stück in meinem Strohe verborgen, und ein steifer Halm, den ich mit den Zähnen zuspitzte, gab eine Feder ab. Auf diese Art gelang es mir ein Billet an meine Frau zu schreiben, das ich durch einen andern Gefangenen bestellen zu lassen beschloß.

Schon hatte ich Anstalt gemacht, es abzugeben, als mir einer von ihnen etwas Dinte, Pappier und Federn zu geben ver=

sprach. Ich fühlte den ganzen Werth dieses Geschenkes, und behielt also jenes unleserliche Billet mit Vergnügen zurück. In der That gelang es mir, noch denselben Abend die versprochenen Schreibematerialien aus dem untern Stocke herauf zu ziehen, und einen andern weitläufigen Brief an mein armes unglückliches Weib zu schreiben, der auch durch jenen großmüthigen Freund richtig bestellt worden ist.

So waren drey schreckliche Wochen vergangen, als der Obergefangenwärter mich auf einmal gelinder zu behandeln anfieng. Ich bekam Licht, ich erhielt die Erlaubniß in dem untern Saale zu essen, mein Be-

hältniß ward von nun an täglich ausgekehrt, ja ich bekam sogar ein Päktchen Wäsche zurück. Welchem friedlichen Genius hatte ich diese Veränderung zu verdanken? — Ich habe es nie erfahren können, wahrscheinlich hat es aber der edle N — gethan.

Leider muß ich aber auch gestehen, daß der Gefangenwärter doch im Grunde derselbe blieb. Denn schon nach einigen Tagen setzte er mir nichts als halbverfaulte Heringe und ähnliche elende Nahrungsmittel vor. Auch kostete es mir unendliche Mühe, trotz der heftigen Kälte, einen Ofen zu erhalten, wobey ich das Holz mit Gold aufzuwiegen gezwungen war.

Einige Tage darauf wurden drey österreichische Kriegsgefangene, Ungarn von Geburt, in mein Behältniß gebracht. Sie sprachen sämmtlich deutsch, so daß mir meine Fertigkeit in dieser Sprache dasmal trefflich zu statten kam — Gutmüthige Menschen! — Sie theilten alle ihre kleinen Vorräthe mit mir! — Sie standen mir selbst in solchen Augenblicken bey, wo die Natur sich ihre eigenen Bedürfnisse zu verbergen scheint! — Nein! Ich werde euch nie vergessen, ihr braven Ungarn! — Ewig werde ich mit Wehmuth und Dankbarkeit eure Namen nennen!

So waren zehn Monate vergangen, ich war an meine Leiden gewöhnt, ich hat-

te sie sogar in der Gesellschaft dieser braven Männer bisweilen zu vergessen gesucht! — Plötzlich werde ich eines Morgens zum Verhör hinunter geführt.

Man schickt die gewöhnlichen Fragen nach Namen, Zunamen, Wohnort u. s. w. voran. — Endlich kam der Hauptpunkt: ob ich unter den Begleitern Ludwigs XVI. bey seiner Flucht nach Varennes gewesen sey? — Meine Unschuld lag in meiner Antwort, aber diese Barbaren wußten nichts von Gerechtigkeit. — Mein Verhör endigte mit dem Befehle, mich nach der Conciergerie zu bringen, und so hatte ich ein Grab mit dem andern vertauscht.

2.

Ich komme an, man führte mich in eine sogenannte Wärmstube, wo noch zwanzig Personen eingesperrt waren, und forderte mir für diese Begünstigung funfzig Thaler ab. — Großer Gott! — Ehe der Abend vergieng, wurden schon drey meiner Gefährten zur Guillotine geschleppt. — Außer mir vor Schmerz und Verzweiflung warf ich mich auf mein elendes Gurtbett, an dessen Fuße ein verpestender Nachtstuhl stand.

Welche Scenen! Welche Abscheulichkeiten! — Jeden Abend wurden die Anklagedecrete gegen die morgenden Schlachtopfer der Tyrannen ausgetheilt. Die ca-

nibalischen Gefangenwärter nannten es die neue Abendzeitung, und warfen sie oft ganz andern Personen zu — „Nimm nur hin!“ — hieß es dann, wenn man sie auf den Irrthum aufmerksam machen wollte — „Nimm nur hin! Heute, oder morgen! Du mußt doch daran!“

Vier Tage und drey Nächte hatte ich in der Conciergerie zugebracht, als man mich in das sogenannte Hospice National zu bringen befahl. — Schändliche Heucheley! — Ach ich fand bald, daß dieses Hospice nur das Sterbehaus unschuldiger Patrioten war. Ich überzeugte mich bald, daß man in diesen Jammerhöhlen einen eben

so gewissen, nur langsamern Tod als auf dem Blutgerüste fand.

Welcher Aufenthalt! Welche Atmosphäre! Welche scheußliche Behandlung! — Schon in der ersten Nacht sah ich drey Unglückliche an meiner Seite verscheiden und jeden Tag rafften die ansteckenden Krankheiten drey, vier, ja sechs Personen hinweg.

Vielleicht würde ich selbst in diesem abscheulichen Hospice gestorben seyn, hätte ich nicht in dem Oberarzte — dem redlichen Bayard — einen Freund gefunden, der sich meiner mit besonderer Güte annahm. Ach er war der einzige unter seinen Collegen, der noch ein menschliches Herz besaß, er war der einzige, der dem schrecklichen

Systeme entgegen arbeitete, ein heimlicher Mordagent feiger Tyrannen zu seyn.

Ihm verdanke ich endlich das Glück, nach vier traurigen Monaten etwas Geld und Wäsche von meinem guten Weibe zu erhalten. Ja er war im Begriffe mir meine Freyheit zu verschaffen, als er durch die Cabale seiner Collegen verabschiedet ward.

Von nun empfand ich mein Unglück wieder in seiner ganzen Schrecklichkeit. Ohne Hülfe, ohne Erquickung, mit lauter Sterbenden umgeben, deren schmerzhafte Töne mein Herz zerrissen, erwartete ich meinen eigenen Tod mit jedem Augenblick.

Schon schien jedoch meine gute Natur zu siegen, als ich plötzlich mitten im Fieber=

paroxysmus und über und über mit Schweiß bedeckt, in einer kalten stürmischen Nacht, nach dem Gefängniß du Pleßis gebracht ward. — Alles zeigt mir an, daß ich nunmehr zum Tode bestimmt sey. — Plötzlich ereignet sich die glückliche Revolution vom neunten Thermidor, unsere Kerker öffneten sich, und ich kehrte nach Lille zurück.

VII.

Wimpfen.

Ein Fragment.

1.

Ehe ich St. Domingo verlasse, noch ein paar Worte über Klima, Einwohner, Sitten und Lebensart.

St. Domingo liegt unter 18° 20′ südlicher Breite; denken Sie sich die Hitze, die hier herrschen muß — selbst die Regenmonate machen fast gar keinen Unterschied. Unsere wärmsten Sommertage würden hier laue Frühlingstage seyn.

Was das Drückende der hiesigen Hitze gewissermaßen vermehrt, das ist der gänzliche Mangel an Morgen- und Abenddämmerung. Keine sanften Lichtnuancen, kein allmähliger Übergang von Licht und Finsterniß. Ein Augenblick, und alles ist hell um Sie her; eine Sekunde, und alles ist in Finsterniß gehüllt.

Sie kennen die Produkte der Antillen, wie sie in tausend Büchern verzeichnet sind. Aber sie wissen vielleicht nicht, daß man in St. Domingo nur eine einzige Blume, nemlich die Rose hat. Ja die Rose ists, die hier ausschließend so frisch, so schön, so lebendig blüht, als man sie vielleicht nirgends in Europa sehen kann.

Aber wie es hier mit allen physischen Kräften zu gehen pflegt, sie welkt dafür auch desto schneller dahin.

Ohne es zu wissen, habe ich Ihnen ein Bild von dem ganzen hiesigen Leben aufgestellt. Alle Kräfte sind hier aufs höchste gespannt, aber alles eilt auch desto schneller seiner Vernichtung zu. Sie errathen, wovon ich spreche, von dem höchsten Genusse der Sinnlichkeit.

Das gilt besonders von den Mulattinnen, deren glühende Phantasie, deren Üppigkeit jede Beschreibung übertrifft. Es sind keine Weiber, möchte ich sagen, es sind Bacchantinnen, deren wollüstige Begeisterung unerschöpflich ist.

Wahrscheinlich sind es diese Vergnügungen, um deren willen sich noch so mancher Europäer hier gefallen kann. Ich für mein Theil gesteh indessen gern, daß mir die Einförmigkeit und die Rohheit der hiesigen Lebensart, den Aufenthalt in St. Domingo sehr bald verleidet hat. Um dieses zu beweisen, mag hier eine kurze Beschreibung davon stehen.

So wie man um sechs Uhr Morgens aufgestanden ist, pflegt man einen kleinen Spaziergang zu machen, und setzt sich dann zu einem Frühstück von Fleisch und Früchten hin. Wer keine Handelsgeschäfte treibt, geht nun von einem Hause zum andern, um den Damen die Auf-

wartung zu machen, und bringt in der Regel seinen Vormittag in der tödtlichsten Langeweile zu. Jetzt wird gegessen, wobey es nicht an starken Weinen fehlen darf, bis man sich endlich gegen drey Uhr zur Ruhe begiebt.

So wird der Nachmittag meistens mit Schlafen zugebracht, endlich um sechs Uhr Abends fangen Visiten und Promenaden wieder von neuem an. Zu gleicher Zeit kommen aber auch die Mosquitos, die man kaum abzuwehren vermag, in großen Schaaren hervor. Die Unterhaltung dreht sich übrigens bloß um Plantagen und Neger, Ausfuhr und Fracht herum, so daß man nach vier Wochen immer dasselbe zu

hören bekommt. — Doch genug; ich breche ab; Sie haben sich gewiß schon überzeugt, daß St. Domingo in jedem Betracht ein trauriger Aufenthalt ist.

2.

Es war den achten Julius 1790. als ich die Plantage des Herrn M— verließ, um über Leogane nach Port au Prince zu gehen. Ich war zu Pferde von einem gleichfalls berittenen Neger begleitet, und hatte einen zwar wenig besuchten, aber desto kürzern Weg gewählt. Wie groß war aber mein Verdruß, als ich von einem heftigen Platzregen überfallen wurde, der die Hohlwege so sehr mit Wasser an-

füllte, daß unmöglich hindurch zu kommen war.

Mehrere Stunden hatten wir mit vergeblichem Suchen nach einem andern Wege verloren, als wir endlich mit Einbruch der Nacht eine kleine Pflanzung entdeckten, die an dem Abhange eines Hügels lag. Wir eilten darauf hinzu, und fanden Niemanden als eine Negerin, die mich aber mit vieler Gastfreundschaft aufnahm.

Sie machte sogleich ein großes Feuer an, um meine Kleider zu trocknen, während ich ihren Sonntags-Unterrock statt eines Schlafrocks umnahm. Mein Abendessen bestand in etwas Wildpret, einigen

Pisangs und einem großen Glase Maderawein. Die Nacht brachte ich auf einer Matte bey dem Kamine zu.

Kaum war es Tag geworden, als ich mich wieder auf den Weg zu machen beschloß. Ich beschenkte die gute Negerin mit einer Schnur Glaskorallen, worüber sie vor Freuden zu tanzen anfieng, und eilte nun mit meinem Bedienten den Berg hinab.

Der Himmel war zum Entzücken schön und die herrliche Ebene, die sich gegen die Küste hinabzieht, lag im ätherischen Sonnenschein. Ich sah unter andern eine dicke Pflanzung von Cocosbäumen, wie mir noch keine vorgekommen war.

Gegen eilf Uhr erreichte ich endlich Port au Prince, wo ich meinen Capitain Mr. Lyndham völlig seegelfertig fand. Indessen ward es Abend, ehe ich mich an Bord begeben konnte, worauf der Capitain erst den andern Morgen in See zu gehen beschloß.

Zwey Tage hatten wir fast beständig Windstille gehabt, als uns plötzlich um eilf Uhr Nachts ein heftiger Windstoß überfiel, und auf einmal das große Seegel zerriß. Wüthend stürzten nun die Wellen über das Schiff hinweg und rissen einen von unsern Matrosen mit fort, so daß unser Untergang unvermeidlich zu

seyn schien. Zum Glück hielt aber die Bö nur ohngefähr zehn Minuten an.

Nach acht Tagen sprang der Wind zu unserer großen Freude nach Osten herum, und am dreyßigsten Julius hatten wir endlich die virginische Küste erreicht. Da uns indessen die Ebbe verhinderte in Norfolck einzulaufen, so beschloß ich mich bey Cap Charles ans Land setzen zu lassen und darauf über Hampton vollends den Fluß hinauf zu gehen.

VIII.

H a r r i s o n.

Ich war am vier und zwanzigsten Oktober 1765. mit einer Ladung Wein und Brandewein von den azorischen Inseln nach Neu-York unter Seegel gegangen, und hatte bis zum neun und zwanzigsten eine äußerst glückliche Fahrt gehabt. Plötzlich wurden wir aber von einem heftigen Weststurm überfallen und geriethen mehrere Grade von unserm Course ab.

Da nun die widrigen Winde fast den ganzen November anhielten, so wurden wir immer weiter nach Norden verschlagen, nud sahen uns bey dem Mangel an

Lebensmitteln, und bey dem Verluste unserer Masten und Seegel zu Ende des Monats beynahe aufs Äußerste gebracht.

Den zweyten December schien das Wetter ein wenig besser zu werden, und wir erblickten zwey Schiffe, wovon das eine nach Dublin, das zweyte nach London gieng.

Ich eilte sie mit unserm Elend bekannt zu machen, und hoffte einige Provisionen von ihnen zu erhalten, leider war aber des ungestümen Meeres wegen keine Möglichkeit dazu. So hatten wir also das Herzeleid, sie vor unsern Augen vorüber seegeln zu sehen, worüber denn die Mannschaft in die größte Verzweiflung gerieth.

Eine Folge davon war, daß sie wüthend über den Wein und Brandewein herfielen, und mir bloß ein kleines Gefäß mit ohngefähr vier Kannen Wasser ließen, worin unser ganzer Vorrath bestand.

Mehrere Tage hatten sie sich bereits durch beständiges Betrinken zu betäuben gesucht, als wir am dreyzehnten December abermals ein Schiff entdeckten, das auf unsere Nothsignale zu unserer großen Freude auf uns zuzuhalten schien. Schon war es uns so nahe gekommen, daß ich es mit dem Sprachrohr anrufen, und dem Capitain unser Elend erzählen konnte. Schon hatte mir dieser einige Provisionen, besonders Zwieback und Was-

ser versprochen, plötzlich legte er sich wieder vor den Wind, setzte Leeseegel über Leeseegel bey, und war in wenig Minuten aus unserm Gesichte.

Die Wuth, die Raserey, die Verzweiflung meiner Matrosen zu schildern, würde unmöglich seyn. Gleich Tiegern fielen sie nun über die einzigen Thiere, die wir noch hatten, über eine Katze und ein Paar Tauben her. Alles wurde roh mit Haut und Haaren, mit Federn und Eingeweiden verzehrt. Mir warfen sie aus einem Überrest von Achtung den Katzenkopf hin, und ich gesteh es — ich sah ihn selbst als einen Leckerbissen an.

Auf gleiche Art wurde in den folgen-

den Tagen alles Öl, aller Talg u. s. w. kurz was nur noch irgend eßbares zu finden war, mit gleicher Begierde verzehrt.

Unterdessen hatte ich einen heftigen Anfall von Podagra bekommen, so daß ich seit dem acht und zwanzigsten December in der Cajüte zu bleiben gezwungen war. Ich lebte von einigen Löffeln Wasser, die ich mit etwas Syrup vermischte, und hörte nun von Zeit zu Zeit, daß das Elend der Mannschaft immer stieg. Schon hatten sie alles Lederwerk, sogar die kleinen Taue verzehrt, endlich faßten sie einen Entschluß, der mich noch jetzt mit geheimem Schauder erfüllt.

Es war den dreyzehnten Januar

1766. Morgens um zehn Uhr. Sämmtliche Matrosen, der Steuermann an ihrer Spitze, traten in die Cajüte und baten um einige Augenblicke Gehör. Ich bewilligte es, wie man vermuthen kann, und sogleich ergriff der Steuermann das Wort:

„Unser Elend ist so hoch gestiegen!" — sagte er mit thränenden Augen — „Daß wir alle zu dem Äußersten entschlossen sind. — Wir wollen loosen, wer von uns sterben soll — Besser, daß einer das Leben verliere, um uns alle zu retten!"

Ich hörte ihn an, und schauderte zurück. — „Wie?" — rief ich in höchster Bewegung — „Seyd Ihr Menschen?" — Und wie lange werdet Ihr Euer elen-

des Leben damit fristen können? — Nein! Nimmermehr! — Nimmermehr gebe ich meine Einwilligung dazu. — Ich verbiete es Euch! — Hört Ihr es? — Ich verbiete es Euch, so wahr Gott Richter über uns ist.

Vergebens! Sie antworteten nur mit Fluchen, sie erklärten, daß meine Gewalt zu Ende sey, und eilten wüthend auf das Verdeck hinauf.

Ich folgte ihnen, alles schien schon seit mehrern Stunden in Bereitschaft zu seyn. Sie schließen einen Kreis, sie ziehen das Loos, der Zettel wird geöffnet, und mein Neger ist zum Tode bestimmt.

Plötzlich ergreift ihn der Zimmermann

von hinten, schlägt ihm den Kopf ab, und haut den Leichnam in Stücken, die der Steuermann unter die Mannschaft vertheilt. Alles das war das Werk von wenig Augenblicken, ohne daß ich es zu verhindern im Stande war.

Dreyzehn Tage hatten sie sich mit dieser scheußlichen Nahrung hingehalten, endlich beschlossen sie abermals zu loosen, und trugen mir diesmal den Vorsitz auf. Ich nahm es an, um jeden Betrug zu vermeiden, machte demnach die Loose selbst zusammen und schüttelte sie nochmals in meinem Hute herum.

Endlich ist der entscheidende Augenblick gekommen, und die ganze Mannschaft stellt

sich in einen Kreis um mich her. Keiner will den Anfang machen, nur mit Mühe entschließt sich endlich einer der jüngsten dazu. Mit starrenden Augen, mit bebenden Händen, mit den Verzuckungen des Todes greift er jetzt nach dem Loose hin

Er zieht, er reicht es mir hin, ich wickele es auf, und finde das Todesloos. — David Flatt! — rief ich aus, und David Flatt schallte es im ganzen Kreise nach. Der Unglückliche sinkt zu meinen Füßen. — „Nur martert mich nicht lange!" — stöhnt er endlich athemlos im heftigsten Schmerze heraus — Ich ergebe mich in mein Schicksal." Alle waren gerührt, alle versprachen es ihm.

„Brüder und Freunde!" — hub ich jetzt mit gepreßtem Herzen und thränenden Augen an — „Wie wäre es, wenn Ihr die Hinrichtung unsers unglücklichen Cameraden noch bis morgen verschöbt? — Wer weiß, ob uns Gott nicht unterdessen ganz unvermuthet ein anderes Schiff zuschickt? Denkt, wie sehr es Euch schmerzen müßte, wie viel Vorwürfe Ihr Euch machen würdet, wenn Ihr um dieses kleinen Aufschubs willen, doch noch die Mörder Eures unglücklichen Bruders geworden wäret?"

„Seht, Euer alter kranker Capitain, der so manche Fahrt mit Euch gemacht, so manches Ungemach mit Euch geduldet,

und auch in diesem Elend mit Euch gewesen ist — Seht — Ich bitte Euch auf den Knieen darum — Ich beschwöre Euch bey Eurer Seelen Seeligkeit — Schiebt die Vollziehung wenigstens bis Morgen Vormittag auf."

Ich sprach aus dem Herzen; sie sahen sich an, und stimmten endlich einmüthig meinem Vorschlag bey. Erschöpft, im Innersten bewegt, kehrte ich in die Cajüte zurück, uno schlief unter Thränen und Seufzen ein.

So vergieng die Nacht, so brach der unvergeßlichste Tag meines Lebens an. Es war um zehn Uhr Vormittags, schon hatte man die Zubereitung zu der Hin-

richtung des armen Flatt gemacht — Plötzlich tagt in Westen ein Seegel auf — Ist es möglich! — O Gott! Welcher glückliche Zufall! Aller Herzen waren mit Hoffnung und Freude erfüllt!

Einige Stunden, das Schiff kam näher, und bald ward es für ein englisches erkannt. Wir hatten nicht nöthig ihm viel Signale zu geben, sobald es uns bemerkte, kam es mit vollen Seegeln auf uns zu — Gott! Welcher Augenblick! — Am Morgen im äußersten Elend! Am Abend unter Freunden in völliger Sicherheit! — Fünf Tage darauf liefen wir in der Themse ein.

IX.

L e d y a r d.

I.

Unter die merkwürdigsten Reisenden des achtzehnten Jahrhunderts gehört auch der Nordamerikaner Ledyard. Er entlief aus dem väterlichen Hause, und brachte fast fünf Jahre unter den Wilden zu. Hierauf gieng er als Botelier mit einem Schiffe von Philadelphia nach London,

und machte bald nachher als Corporal der Seesoldaten Cooks erste Entdeckungsreise mit.

Kaum war er mit diesem nach England zurück gekommen, so faßte er den Entschluß nach Nordamerika zurückzukehren, und in der Queere von der nordwestlichen Küste bis zu der östlichen, also von einem Meere bis zu dem andern zu gehen.

Er dachte sich zu diesem Ende nach Nutka Sund einzuschiffen, und ward besonders vom Ritter Banks sehr freygebig unterstützt. Da sich aber diese Handelsexpedition zerschlug, so beschloß er zu Lande nach Kamtschatka zu reisen, von

wo

wo man bald nach der Nordwestküste von Amerika überfahren kann.

In der That schiffte er sich auch bald darauf, und zwar als gemeiner Matrose, nach Ostende ein. Wiewohl nun sein Geld in Kurzem bis auf zehn Guineen geschmolzen war, so setzte er dennoch seine Reise unter tausend Entbehrungen, theils zu Fuße theils zu Wasser bis Stockholm fort.

Unterdessen war es Winter (1786.) geworden, und so beschloß er, wo möglich, gerade über den Bothnischen Meerbusen auf dem kürzesten Wege durch Sibirien nach Kamtschatka zu gehen. Es zeigte

sich aber bald, daß das Wasser nicht überall gefroren war, und er kehrte also wieder nach Stockholm zurück.

Jetzt nahm er seinen Weg nordwärts, immer nach dem Pole zu, und gieng dann um den bothnischen Meerbusen herum, bis wieder nach Petersburg hinab.

Hier kam er in dem elendesten Zustande ohne Schuhe und Strümpfe, ja fast ohne Kleider an. Dennoch ward er bald als ein außerordentlicher Mann bekannt, bekam eine Einladung zu dem portugiesischen Gesandten und stellte sich ohne weiteres in seinen Lumpen ein.

Eine Folge davon war, daß er zwanzig Guineen auf einen Wechsel gegen den Ritter Banks, und einige Kleidungsstücke erhielt. Überdem verschaffte ihm auch der Gesandte die Erlaubniß mit einem Transporte Marinevorräthe nach Jakutz zu gehen.

Auf diese Art legte er die ganze Reise von zwölfhundert deutschen Meilen mitten im höchsten Winter mit unglaublichen Beschwerden zurück. Kaum hatte er aber einige Tage ausgeruht, als er schon wieder nach Ochozk an der Küste des Meerbusens von Kamtschatka aufbrach.

Seine Absicht war von hier nach der Halbinsel überzugehen, und sich dann auf

einem russischen Fahrzeuge nach der Westküste von Amerika einzuschiffen, was ihm weiter keine Schwierigkeit zu haben schien. Allein da die Schiffahrt des Eises wegen noch völlig gehemmt war, so kehrte er unterdessen nach Jakutz zurück.

Hier war es, wo er — aus einer bis jetzt noch nicht bekannten Ursache — im Namen der Kaiserin arretirt, nebst zwey Soldaten auf einen Schlitten gesetzt und so mitten im Winter durch die Wüsten der nördlichsten Tartarey bis an die polnische Grenze geschleppt ward.

Jetzt verließen ihn seine Begleiter, nachdem sie ihm bey Todesstrafe die Rückkehr verboten hatten, und unser unglück-

licher Wanderer kam in dem elendesten Zustande in Königsberg an.

Glücklicherweise fand er einen edelmüthigen Kaufmann, der ihm abermals fünf Guineen gegen eine Assignation auf den Ritter Banks vorschoß, bis er endlich im Frühjahre 1788. auf einem englischen Schiffe nach London abgieng.

2.

Er kommt an, sein erster Gang ist zu seinem Wohlthäter dem Ritter Banks. Eben hatte sich damals die Gesellschaft zur Beförderung der Entdeckungen im innern Afrika gebildet, der auch Banks mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit beygetreten

war. Kaum hatte ihm demnach Ledyard seine Schicksale erzählt, als schon die Frage von einer Reise durch Afrika war.

„Wenn können Sie aufbrechen?" — fragte ihn einer der Direktoren — „Morgen!" — war seine Antwort — „Schon lange hatte ich den Wunsch zu dieser Reise genährt!" — Indessen vergiengen noch vier Wochen, ehe seine Instruktionen ausgefertigt, und die übrigen Anstalten getroffen werden konnten.

Endlich gieng er den dreyßigsten Junius 1788. mit Pässen und Empfehlungen zur Genüge versehen, über Calais,

Paris und Marseille nach Ägypten ab. Sechs und dreyßig Tage nachher traf er schon mit einem französischen Schiffe in Alexandrien ein. Hier ruhte er kaum einige Tage aus, und setzte dann sogleich seine Reise auf dem Nil nach Cairo fort.

Acht Wochen hatte er in dieser Stadt mit vieler Ungeduld auf den Abgang einer Caravane gewartet, als er endlich vor Verdruß über die beständigen Verzögerungen ein tödtliches Gallenfieber bekam. Unglücklicherweise versuchte er sich mit einer ungeheuren Dosis Vitriolsäure zu helfen, und setzte dann, um den brennenden Schmerz zu mildern eine noch stärkere Ga-

be Brechweinstein darauf. Sogleich stellte sich ein heftiger Blutsturz ein, dem durch keine Mittel Einhalt zu thun war, bis endlich der unglückliche Ledyard am andern Morgen unter großen Schmerzen verschied. (1. Novbr. 1788.)

Das war das Ende eines Mannes, der zu solchen Unternehmungen gebohren zu seyn schien. Sein herkulischer Körperbau, sein unwiderstehlicher Reiseinstinkt, sein origineller Beobachtungsgeist, alles vereinigte sich in ihm. Dazu kam noch eine Festigkeit und eine Denkungsart, die sich weit über das Gemeine erhob.

„Geld! — Welch ein verächtliches Sclavending!" — schrieb er in einem sei-

ner Briefe — Ich habe jetzt eine Ökonomie von höherer Art zu beobachten. Einige der ersten Männer des Königreichs richten die Augen auf mich, und eben diese Männer bedienen sich meiner zu dem wichtigsten Auftrage, der einem Privatmann gegeben werden kann."

„Ich habe ihren Beyfall und ihre Achtung zu verdienen, oder zu verlieren. Über beyde geht mir nichts als der Gedanke der Menschheit nützlich zu seyn. Sollte ich durch Muth oder Verzweiflung mein Ziel erlangen, so würde ich den Ruhm der Menge verachten, nicht so den Beyfall der Großen und Guten, auf die ich von

jeher allein gesehen habe. Ruhm, den sie geben, ist etwas ganz anderes, und grenzt beynahe an eine Belohnung von Gott!"

Man fragte ihn einmal, wie er seine große Reise mit so wenigem Gelde habe machen können. – „O! — sagte er — Ich habe Hunger und Blöße in einem Grade erlitten, wie sie der Mensch kaum ertragen kann. Ich weiß, was es ist, wenn einem, wie einem Wahnsinnigen etwas Futter aus Barmherzigkeit gegeben wird, denn ich habe diese Rolle mit allem ihrem Elend bisweilen spielen müssen, um nur noch gräßlicheren Leiden zu entgehen."

„Meine Noth ist größer gewesen — fuhr er fort — als ich es je gestanden habe oder gestehen werde; nie hat mich dieses aber von meinen Plänen abgebracht.“

Ein andermal erwiederte er auf eine ähnliche Frage, daß er nicht selten durch mitleidige Weiber gerettet worden sey. — „Ich habe von jeher bemerkt, — sagte er — daß die Weiber überall sanfter, freundlicher und mitleidiger sind, sie stehen bey edelmüthigen Handlungen nie so lange an als die Männer, auch fand ich bey ihnen immer mehr Höflichkeit und Geselligkeit.“

„Nie habe ich mich an ein Weib — bey cultivirten oder wilden Völkern — mit

einer anständigen freundschaftlichen Frage gewendet, ohne eine gleiche Antwort zu bekommen, da mir hingegen bey Männeen oft das Gegentheil widerfahren ist. Nie habe ich in meinem Elend die Wohlthätigkeit eines Weibes vergebens angefleht, und immer söhnte mich ihre Gutmüthigkeit wieder mit der Härte der Männer aus.“

X.

Schaw und seine Gefährten.

1.

Capitain Bampton von Calcutta nach Manila bestimmt, hatte im Junius 1793. eine unbekannte Insel entdeckt, die er näher zu untersuchen beschloß. Er schickte zu diesem Ende seinen ersten Lieutenant Mr. Schaw, mit noch zwey Offizieren und vier Matrosen in einem Boote ab,

während er mit dem Schiffe selbst einige Meilen von der Küste vor Anker gieng.

Die Engländer stiegen an das Land, und wurden von einem Haufen Einwohner bewillkommt, deren Betragen die friedlichsten Gesinnungen verrieth. Sie küßten den Engländern die Hände, machten ihnen Geschenke mit Früchten, Vogelfedern u. s. w. und schienen ein äußerst sanftes gastfreundschaftliches Völkchen zu seyn.

Indessen glaubte einer der Offiziere Mr. Haskett dennoch einige feindseelige Anstalten zu bemerken, worüber er jedoch von seinen Gefährten ausgelacht ward. Man beschloß nun

nun die Matrosen bey dem Boote zu lassen, und etwas tiefer in das Land hinein zu gehen.

Kaum hatte sich aber Mr. Schaw tausend Schritt vom Ufer entfernt, als er sich plötzlich mit seinen Landsleuten auf allen Seiten von den treulosen Wilden angegriffen sah. Mr. Carter bekam einen Keulenschlag, während Mr. Schaw eine starke Wunde am Halse, und Mr. Haskett einen Schnitt in den Arm erhielt. Zum Glück hatten sie noch die Geistesgegenwart ihre Musketen abzufeuern, worauf der ganze Trupp Insulaner die Flucht ergriff. Trotz ihrer Wunden rafften sie

sich nun wieder auf, und eilten, so schnell sie konnten, zu ihrem Boote zurück.

Allein wie groß war ihr Entsetzen als sie zwey von den Matrosen ermordet am Ufer liegen, und die andern mit durchgeschnittenen Gurgeln auf dem Wasser schwimmen sahen. Überdem hatten die Wilden das ganze Boot ausgeleert, so daß nichts als ein altes Seegel und ein zerbrochenes Ruder darin geblieben war. Dennoch beschlossen die armen Verwundeten, wo möglich nach dem Schiffe zurück zu seegeln, da es höchstens nur vier Meilen von der Küste vor Anker lag.

2.

Es war Abends um acht Uhr, sie halfen sich, so gut sie konnten, vom Ufer ab, und trieben mit der Strömung aufs offene Meer hinaus. Mit jeder Viertelstunde hofften sie nun die Lichter vom Schiffe zu entdecken, leider kam aber Mitternacht heran, und sie fuhren noch immer in der Irre herum. In dieser Verlegenheit beschlossen sie den Morgen abzuwarten, und indessen bey einer Landspitze vor Anker zu gehen.

Der Tag brach an, und an dem ganzen Horizonte war kein einziges Schiff zu sehen. Vergebens steuerten sie wieder auf das Meer hinaus, ihr Untergang schien

entschieden zu seyn. Ohne Compaß, ohne Lebensmittel, wie konnten sie hoffen, eine freundschaftliche Küste zu erreichen, da überdem nur einer von ihnen zu manoeuvriren im Stande war.

In dieser schrecklichen Lage beschlossen sie endlich, sich dem Winde und den Wellen zu überlassen und vielleicht durch ein glückliches Ungefähr nach der Insel Timor zu gehen. Mr. Schaw glaubte die Entfernung auf achtzehn Tage schätzen zu können, und so steuerten sie nun bald mit dem Winde, bald mit den Strömen immer nach Westen fort.

Zwey und funfzig Meilen mochten sie ohngefähr auf diese Weise zurückgelegt

haben, als sie ein niedriges Land erblickten, das Mr. Schaw für die südwestlichste Spitze von Neuguinea hielt. Sie kamen bey einer Sandbank vorbey, wo sich eine Menge Schwarze badeten, die sie durch Zeichen einzuladen schienen, worauf jedoch Mr. Schaw, der das Steuer regierte, aus guten Gründen nicht zu achten beschloß.

Gleichwohl nahm das Elend dieser drey unglücklichen Männer mit jeder Stunde zu. Vom Blutverluste erschöpft, von Hunger und Durst gequält, bey Tage der brennendsten Sonne, bey Nacht dem nässenden Thaue ausgesetzt — war es zu verwundern, wenn sie am sechsten Tage mit

jedem Augenblicke ihrem Tode entgegen sahen?

Indessen hatten sie das Glück, am folgenden Morgen zwey kleine Vögel zu fangan, wodurch sich denn besonders der arme Carter bey seinen großen Schmerzen etwas gestärkter fand.

Am achten Tage kamen sie in einen engen Canal zwischen zwey unbekannte Inseln, nahmen am Lande etwas Wasser ein, das aber nachher leider salzig befunden ward, und steuerten endlich wieder auf das offene Meer hinaus. Carters Kopfwunde schien dabey immer gefährlicher zu werden, und es lösten sich diesen Tag drey Stücke von der Hirnschale ab.

Die Unglücklichen tranken übrigens in ihrem brennenden Durste eine ziemliche Quantität von ihrem Urin hinunter, wodurch aber natürlich ihr Zustand nur noch gefährlicher ward.

So hatten sie noch zwey Tage mit Hülfe des Windes und der Strömungen fortgesteuert, als endlich Haskett am eilften um acht Uhr Morgens mit einer an Wahnsinn gränzenden Freude — „Land!" — ausrief. — „Land! Land!" — schrie Schaw dem sterbenden Carter zu, richtete ihn auf, und hielt ihm den Kopf nach der Gegend hin. Muthig steuerten sie nun auf die schöne grünende Insel zu, und schon

um Mittag liefen sie in den kleinen mit Cocos-Pflanzungen umgebenen Hafen ein.

3.

Sie kommen näher, sie erreichen das Ufer, und von allen Seiten strömt ein bunter Haufen Insulaner herzu. — „Sollen wir es wagen?“ — sagte Schaw zu seinen Gefährten — „Warum nicht?“ — erwiederten sie — „Steht uns etwas anders als der Tod bevor?“ — So faßten sie denn den sterbenden Carter bey den Armen, und stiegen fest entschlossen, das sandige Ufer hinan.

Allein wie groß war ihre Freude, als sie sich von den Eingebohrnen mit einem

lauten Jubelgeschrey bewillkommt sahen — „Bligh! Bligh! good Bligh! — good Bligh!“ *) — tönte es von allen Seiten, und alles drängte sich freundlich um sie her. Man führte sie zu einer Quelle, man brachte ihnen Früchte, und gab ihnen, als sie den Namen Timor nannten, durch Zeichen zu verstehen, daß diese Insel ziemlich nahe sey.

Kaum hatten sich demnach unsere ar-

*) Man erinnert sich, daß Capitain Bligh, nachdem ihn seine aufrührische Mannschaft mit einigen wenigen Getreuen ausgesetzt hatte, auf eine ähnliche wunderbare Weise gerettet worden war.

men Seefahrer ein wenig ausgeruht, so beschlossen sie dahin abzugehen. Einige dieser gutmüthigen Insulaner boten sich ihnen zu Begleitern an, und ruderten herzhaft zwischen den Corallenbänken durch. Auf diese Art schifften unsere Engländer glücklich bey einer Menge kleiner Inseln vorüber, bis endlich das langersehnte Timor mit Anbruch des Tages in glänzendem Morgenrothe vor ihren Augen lag. „Endlich!“ — riefen unsere drey begeisterten Seefahrer — „Endlich werden unsere Leiden zu Ende seyn!“ — Doch erfuhren sie bald, daß diese Insel eigentlich Sanct hieß, und von Timor noch durch einen breiten Meeresarm abgesondert war. Indessen wurden

sie von den Insulanern mit vieler Freundschaft aufgenommen, und mit Früchten und Mais in Überfluß versehen.

Während sie nun berathschlagten, wie sie ihre Reise nach Timor fortsetzen, und dann vollends nach Calcutta oder einer andern englisch-ostindischen Besitzung kommen sollten, brachten sie von den Einwohnern allmählig durch Zeichen heraus, daß jährlich ein holländisches Handelsschiff von Banda hier einzulaufen pflege, dessen Ankunft jedoch ziemlich unbestimmt war. Sie beschlossen es indessen abzuwarten, und brachten auf diese Art fast sechs Monat unter den gutmüthigen Einwohnern zu.

Endlich kam das Schiff von Banda an, und sie giengen an Bord desselben über Batavia nach Calcutta zurück. Hier erfuhren sie, daß Capitain Bampton, der sie sämmtlich ermordet geglaubt hatte, damals plötzlich in See gegangen, in Manila glücklich angekommen, und darauf nach Europa geseegelt sey.

XI.

Paul Jones.

Unter die merkwürdigsten Seefahrer der neuesten Zeit ist auch der amerikanische Capercapitain Paul Jones zu rechnen, der sich besonders in dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege durch eine Menge eben so kühner, als glücklicher Unternehmungen ausgezeichnet hat. Hier sind einige Anekdoten aus der Geschichte seiner mannichfal-

tigen Seezüge, die den Lesern dieser Sammlung hoffentlich willkommen seyn werden.

....

I.

Es war den achten April 1776. — erzählt er in seinen vor einigen Jahren erschienenen Memoiren — als ich den Hafen von Brest verließ, um die geheime Expedition auszuführen, die zwischen mir und dem zu Paris befindlichen amerikanischen Agenten verabredet worden war. Diese bestand in nichts Geringerm, als eine englische Kauffahrtheyflotte zu verbrennen, und mich irgend eines Mannes von Stande als Geißel zu bemächtigen, was uns für die gute Behandlung der in England befind-

findlichen amerikanischen Gefangenen von großem Nutzen zu seyn schien.

So hatte ich mich der nördlichen Küste von England genähert, und auch zur Ausführung meines Planes alles in Bereitschaft gesetzt, als ich den siebzehnten April von einem heftigen Sturme überfallen wurde, der mich an die irrländische Küste trieb.

Hier nahm ich auf der Höhe von Carrackfergus ein Fischerboot mit sechs Lootsen weg, und erfuhr von diesen, daß die englische Fregatte le Drack vor einigen Tagen auf der Rhede von Car-

rackfergus vor Anker gegangen sey. Ich beschloß daher auf sie zu zu seegeln, um sie wegzunehmen, fand aber bald, daß es wegen einiger durch die Schuld meines Contremeisters vorgefallenen Fehler unmöglich war.

Ohne mich daher länger aufzuhalten, seegelte ich in den St. Georgs-Canal zurück, und kreuzte so lange darin, bis mir der Wind wieder günstig zu werden schien, worauf ich den folgenden Tag auf die Höhe von Whitehaven kam.

Hier lagen damals ohngefähr vierhundert Kauffahrtheyschiffe bey-

sammen, wovon das geringste von hundert und achtzig Tonnen war. Ich beschloß demnach meinen Plan noch diesen Abend auszuführen, und theilte denselben jetzt meinen beyden Lieutenants mit. Da sie aber nicht darein willigen wollten, so beschloß ich dreyßig Freywillige zu wählen, ließ die beyden Boote aussetzen, und ruderte so gegen Mitternacht unbemerkt auf die Rhede hinein.

Ich hatte den Augenblick der Ebbe gewählt, damit ich die Schiffe ganz auf dem Trocknen finden möchte; wir rückten daher freylich nur langsam fort. Es mochte also schon vier Uhr Morgens seyn, ehe wir

den Hafen erreichen konnten, wo ich denn das kleine Boot mit den darin befindlichen zehn Mann auf die nördliche Seite schickte, während ich selbst auf der südlichen blieb.

Ich hatte letztere für mich bestimmt, weil es der schwerste Punkt des Angriffs war. Es mußte nemlich ein kleines Fort mit einer Batterie erobert werden, von deren Besitz der ganze Erfolg abhing.

In der größten Stille setzte ich demnach meine Leute einige Schritte davon ans Land, ließ nur fünf zur Bewachung des

Bootes zurück und stieg mit den übrigen herzhaft den Mole hinan.

Der Morgen war kalt und neblicht, unbemerkt kletterten wir also eilends ins Fort hinauf. Alles blieb still, die acht Mann Wache schliefen in völliger Sicherheit. Zwey Minuten, und wir hatten sie unter Beschluß gebracht, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen ward. Sogleich befahl ich nun sämmtliche Kanonen zu vernageln, während ich alles zum Anstecken der benachbarten Schiffe in Bereitschaft hielt.

Eben wollte ich den Anfang machen, als ich zu meinem großen Verdrusse mein

kleines Boot von dem nördlichen Mole zurück kommen sah. Sie hatten ein Geräusch gehört, und nicht die mindeste Anstalt gemacht, ich gerieth vor Unwillen außer mir. Da es indessen anfieng Tag zu werden, so steckte ich hastig zwey Fischerboote an, warf einige Fässer mit Pech und Schwefel dazwischen, und hatte die Feude, in wenig Minuten drey Schiffe in vollen Flammen zu sehen.

Aber in dem Augenblicke ward auch der Lärm und die Verwirrung im Hafen allgemein. Man lautete die Sturmglocke, man feuerte Kanonen ab; tausende von Menschen strömten mit lautem Angstgeschrey nach dem Hafen hin.

Ohne Zeitverlust befahl ich meinen Leuten sich wieder einzuschiffen, warf noch einen Blick auf das fürchterlich schöne Schauspiel und die erschrockene Menschenmenge zurück, und ruderte dann mit meinen zwey Booten sehr zufrieden zum Hafen hinaus.

Man versuchte uns zwar noch einige Kugeln aus ein Paar Schiffskanonen nachzuschicken, wir kamen aber ohne den mindesten Schaden davon. Kaum hatte ich mein Schiff erreicht, als ich die Anker lichten ließ, und nach der Schottländischen Küste zu steuern befahl.

2.

Es war den drey und zwanzigsten September 1779. und ich befand mich mit meinen drey Schiffen, dem Bon Homme Richard, der Pallas, und der Vengeance ungefähr zwey Meilen von der englischen Küste, als ich Nachmittags um zwey Uhr endlich die baltische Kauffahrtheyflotte zu Gesicht bekam.

Ich wußte, daß sie bloß von dem Linienschiffe Serapis, und der Fregatte the Counteß of Scarborough eskortirt wurde, und machte also, da ich mich vor dem Winde befand, sogleich vollkommene Jagd darauf. Kaum hatten es in-

dessen die beyden Kriegsschiffe bemerkt, als sie sich queer vor die Flotte postirten, während diese Seegel über Seegel beysetzte, um unter den Kanonen des Forts von Scarborough vor Anker zu gehen.

Der Wind war ziemlich schwach, es wurde daher völlig finster, ehe ich den Feind zu erreichen im Stande war. Auf diese Art hatte sich dieser ebenfalls dem Lande genähert, um unter den Kanonen des Forts in Sicherheit zu kommen, als ich ihm gerade noch zur rechten Zeit glücklicher Weise den Weg abschnitt. Es mochte etwa sieben Uhr Abends seyn, das Meer war völlig ruhig und der Wind schwacher Nord-Nord-West.

So hatte ich mich dem Serapis ungefähr bis auf einen Pistolenschuß genähert, und in dem Augenblicke fiengen wir beyde zu feuern an. Er hatte vier und vierzig, ich nur vier und dreyßig Kanonen, er wurde von seiner Fregatte unterstützt, während die Pallas und die Vengeance troz meiner Signale in der Entfernung blieben; seine Kanonen schienen vortrefflich zu seyn, während ein Theil der meinigen schon nach den ersten zehn Schüssen zersprang, dennoch hielt ich das Feuer fast eine Stunde aus, ehe ich mich zu dem Entern entschloß.

Aber jetzt, kaum ist das Signal dazu gegeben, so haben meine Leute auch schon

den Serapis eingehakt. Vergebens sucht der Feind sich los zu arbeiten, vergebens läßt er seine Anker fallen, ich knüpfe selbst die beyden Boogspriets fest.

Auf diese Art hatte ich den größten Theil seiner Kanonen unbrauchbar gemacht, und auf diese Art sah ich mich selbst vor dem Feuer seiner Fregatte in Sicherheit.

Desto eifriger ließ ich nun mit dem kleinen Gewehrfeuer, mit den Kanonen des Vorder- und Hinter-Casteles, und mit dem Granadenwerfen fortfahren, so daß die Verwirrung am Bord des Serapis mit jedem Augenblicke größer ward.

Schon war der Capitain — wie ich nachher erfuhr — im Begriff die Flagge zu streichen, als sich plötzlich auf meinem Schiffe ein Zufall ereignete, der dem Feinde mit einemmale neue Hoffnungen gab. — „Der Capitain ist erschossen!“ — hörte ich nemlich von allen Seiten rufen — „Wir sinken! — Wir sinken! — Die Flagge herunter!“

Zu gleicher Zeit schrie der englische Capitain herüber — „Ists Euer Ernst? — Wollt Ihr streichen? — Wollt Ihr streichen?“ — Wüthend stürzte ich bey diesen Worten von meinem Posten, stieß den Zimmermann, der schon die Flag-

ge streichen wellte, von der Want herunter, und schrie dem Capitain des Serapis zu:

Nichts von Streichen! — Von Euch erwarte ich es! — In diesem Augenblicke fieng das Feuer von beyden Seiten mit verdoppelter Heftigkeit an, so daß mein ganzes Verdeck voll brennender Trümmern lag.

Unterdessen war der Mond aufgegangen, und meine zwey andern bis jetzt entfernten Schiffe griffen nun ebenfalls die feindliche Fregatte an. Kaum hatten das meine Leute bemerkt, als sie ihr Feuer ver-

doppelten, und einmal über das andere — Victoria! — schrieen.

Da nun zu gleicher Zeit der große Mast des Serapis zu brennen anfieng, so entschloß sich endlich der Capitain die Flagge zu streichen, worauf also die Bataille ohngefähr ein Viertel auf zwölf Uhr geendigt, und da sich fast zu gleicher Zeit auch die Fregatte ergeben hatte, die Ehre der amerikanischen Flagge vollkommen behauptet war.

Indessen fand ich den Bon Homme Richard so übel zugerichtet, daß ich ihn schon um vier Uhr Morgens plötzlich ver-

lassen mußte, weil er dem Sinken nahe war. Ich vertheilte nun meine Gefangenen auf die Fregatte, übernahm das Commando des Serapis, und lief nach einigen Tagen glücklich in den Texel ein.

....

So weit Capitain Jones, da der übrige Theil seiner Memoiren eigentlich nichts als Wiederholungen ähnlicher Gefechte enthält. Dafür mögen hier lieber noch einige Bemerkungen über seinen Charakter stehen, die ebenfalls aus einer authentischen Quelle gezogen sind.

Paul Jones war ein äußerst tapferer, aber auch ein eben so stolzer, harter und rauher Mann, der mit seinen Leuten unaufhörlich im Streite lag. Mehr als einmal kam er in Gefahr über Bord geworfen zu werden, und nicht selten sagten ihm selbst seine Offiziere allen Gehorsam auf.

Man schildert ihn als einen Tyrannen an Bord, der sich nie die Liebe seiner Untergebenen zu erwerben verstand. Er hatte nur Sinn für das Große, Kühne und Abentheuerliche, alle gesellschaftlichen Tugenden scheinen ihm fremd gewesen zu seyn.

So

So muthig, so unternehmend er am Bord seines Schiffes war, am Lande zeigte er die größte Feigheit, selbst wenn er noch so sehr beleidigt ward. Man hat ihn für geizig ausgeschrieen, indessen sparte er nur, um wieder verschwenden zu können, man giebt ihm ebenfalls einige Niederträchtigkeiten schuld, indessen hat man ihn auch einigemal sehr großmüthig handeln gesehen.

Wer Paul Jones mit einem Worte charakterisiren wollte, der könnte sagen, er hatte den Geist eines Admirals, und den Charakter eines Matrosen, er schien für sein Schiff, aber nicht für die Welt gebohren zu seyn.

Übrigens starb Paul Jones erst im Jahre 1789. zu Paris, in einem Alter von sechs und funfzig Jahren, nachdem er die letzten zehn Jahre, trotz seiner ungeheuern Prisengelder, beynahe in Dürftigkeit gelebt hatte.

XII.

Die Wanderer in den Pyrenäen.

Erstes Fragment.

Es war den zehnten August, Mariä Himmelfahrt; man hatte uns so viel von der Capelle der Notre Dame de Heas erzählt, wir beschlossen demnach dahin zu gehen.

Der Morgen war schön und heiter, die Gipfel der Hochgebirge glänzten im

Sonnenschein. Aus den Thälern tönte harmonisches Glockengeläute, und eine bunte Menge singender Wallfahrer zogen mit ihren geschmückten Opferlämmern langsam die grünenden Berge hinan.

Wir hatten einen Seitenweg eingeschlagen, der zwar etwas beschwerlicher, aber auch über eine halbe Stunde näher ist. Bald sahen wir nun die Dörfer Gedres dessous und Gedres dessus zu unsern Füßen liegen, bald kamen wir bey dem Lac de Héas vorbey, aus dem sich der wilde Gave schäumend hervor stürzt, und so erreichten wir endlich den kahlen, mit ungeheuern Felsenstücken bedeckten Gipfel, der sich gleichsam zwischen den Rui-

nen einer Schöpfung erhebt. An einem seiner Abhänge, der ein kleines Thal zu bilden scheint, ist die Capelle de Notre Dame de Héas und ein kleines Dörfchen von zehn bis zwölf Häusern erbaut.

Wir kamen an, und schon drängten sich von allen Seiten eine Menge frommer Pilger hinzu. Kaum konnte der Priester an der Thür ihre Namen aufschreiben und ihre Lämmer u. s. w. empfangen, so stürzten sie zu der Capelle hinein. Begeistert warfen sie sich vor der Statue der heiligen Jungfrau nieder, die von tausend Kerzen umgeben, auf dem geschmückten Hochaltar stand.

Wir verließen dieses demüthigende Schauspiel, um die sonderbaren Ruinen des benachbarten Gipfels zu besehen. Welch ein Chaos, das man nicht ohne Entsetzen betrachten kann! O so ist denn nichts als Zerstöhrung, nichts als Vernichtung in der Natur! — So scheinen Tod und Leben in unaufhörlichem Kampfe zu seyn.

Wohin wir blickten, überall bemerkten wir Spuren davon; überall die Hand der schaffenden und vernichtenden Allmacht! Vor Jahrtausenden erhob sich vielleicht der Gipfel dieses Gebirges noch bis in die Wolken empor, und nach Jahrtausenden wird er vielleicht in einen Hügel verwandelt seyn.

Unterdessen war es Mittag geworden, wir stiegen hinunter, und suchten uns eine bequeme Stelle an dem grünenden Rasen auf. Überall waren nur bunte Gruppen von Männern und Weibern zu sehen, so daß der ganze Rücken des Berges gleichsam mit Menschen besäet zu seyn schien.

Der Wind war Südost, und warm und lieblich schien die Sonne auf uns herab. Einzelne Schmetterlinge schienen sich auf den lauen Lüften zu wiegen, und aus den Thälern stiegen balsamische Wiesendüfte herauf. Von allen Seiten hörte man Musik und Gesang erschallen, und fröhlich gieng der bekränzte Becher herum.

Der Nachmittag ward mit Tänzen und allerhand Spielen] zugebracht, wir aber wandten die übrigen Stunden zu unsern botanischen Wanderungen an. — Wie viel schöne Pflanzen! — Jeder Augenblick war ein neuer Genuß für uns; keiner der Wallfahrer konnte so glücklich seyn als unser B. da er unter andern eine seltene Species von Eisenhütlein fand.

Endlich fieng die Sonne an tiefer zu sinken, und schon waren die Thäler in düstere Schatten gehüllt. In ätherischem Rosenrothe glänzten die beschneyten Gipfel der Hochgebirge, und am klaren Himmel brachen die Sterne hervor. Wir eilten

unser Nachtlager in einer der Hütten zu nehmen, während der größte Theil der Wallfahrer unter dem Vorhof der Capelle blieb. Lange noch konnten wir den magischen Schimmer der Kerzen an unsern Fenstern sehen, bis endlich die Müdigkeit unsere Augen schloß.

Zweytes Fragment.

Der Tag war schön und heiter gewesen, wir hatten die pittoresken Gebirge von Gavarnie bestiegen, und kehrten endlich in der Hütte des guten Cabanicus ein. Schon zogen die Heerden die Berge herunter, schon waren die Thäler in duftige Nebel gehüllt. Durch die stille Luft tönten die Abendglocken, und hinter den Gipfeln des Marboré schwebte der Mond hervor.

Der gute Cabanicus war von unserer Ankunft benachrichtiget gewesen, er hatte

demnach vor allen Dingen für ein gutes Feuer gesorgt. Krachend loderte die helle Flamme des ungeheuern Kienstocks in dem Camine auf, während die sorgsame Hausfrau mit ihren Gänsevierteln, Eyerkuchen u. s. w. zu unserm Abendessen beschäftigt war.

Traulich setzten wir uns nun auf kleinen dreybeinigten Sesseln von Korck um das wärmende Camin herum, während uns Vater Cabanicus von den Wagstücken der spanischen Deserteurs und der französischen Contrebandhändler unterhielt.

„Mit Lebensgefahr — sagte er — steigen jene durch die Breche de Roland hinab. Mit unglaublichem Muthe grei-

fen diese auf den Gipfeln des Marboré die spanischen Miqvelets oder Grenzwächter an."

„Oft — fuhr er fort — ist der ganze Kampfplatz nur einige Quadratfuß groß, oft stürzen beyde Partheyen mitten im Gefechte in den Abgrund hinab. Aber nicht selten behalten auch die Contrebandhändler die Oberhand, und kehren dann auf einem andern Wege, doch nicht ohne neue Gefahr in ihre Heymath zurück."

Unterdessen war das Essen fertig geworden, Herr L. machte sein Flaschenfutter auf, und wir setzten uns alle — Vater Cabanicus mit Frau und Kin-

dern nicht ausgenommen — um den großen mit Thymian bestreuten Tisch herum.

Mutter Cabanicus gab uns ihre besten Gerichte zu kosten, worunter auch ein delicates Stück geräucherte Bärenpfote war. Das brachte uns auf die Bärenjagd zu reden, wobey denn Vater Cabanicus recht eigentlich in Begeisterung gerieth.

„Ja! ja!" — sagte er, indem Herr L. seine Gesundheit trank — „Seit meinem zwanzigsten Jahre habe ich gewiß an sechzig Stück Bären erlegt. Es ist eine eigene Jagd, ich zweifle ob sie jemand zu seinem Vergnügen anstellen wird — Aber unser einer? — Nun was pflegt man nicht für Frau und Kinder zu thun!"

„Sehen Sie“ — fuhr er fort, als wir ihn um einige Erläuterungen baten — „Wenn einer auf die Bärenjagd geht, so bindet er sich vor allen Dingen vorn und hinten drey bis vier große, recht wollichte Schaaffelle um. Dann nimmt er nicht etwa bloß eine armseelige Flinte, aus der er höchstens nur einen Schuß thun kann, sondern er hat auch einen großen, starken, recht scharf und spitzig geschliffenen Dolch bey sich.

So geht er muthig fort, mit etwas Brod und Käse und einem Fläschchen Brandewein versehen, das er in seinem Schnappsacke trägt, bis er endlich ein Bärenlager ent-

entdeckt, wo er das Ungethüm nicht lange zu erwarten braucht."

„Nun was geschieht? So bald ihn die Bestie ansichtig wird, stellt sie sich auf die Hinterbeine, und kommt so brummend und zähnefletschend gegen ihn anmarschirt — Jetzt heißts: — Courage, Patron! — Was nun ein rechter geübter Jäger ist, der muß wie eingewurzelt stehen."

„So kommt also die Bestie, wie gesagt, auf ihn anmarschirt, und nun geht ein gar verteufelter Zweykampf an. Der Bär umklammert den Jäger mit seinen Vordertatzen, sucht ihn zu beißen, zu kratzen, zu erdrosseln u. s. w. und bringt ihm auch manchmal gefährliche Wunden bey. Der

Jäger hingegen sucht ihn von sich abzuhalten, ihm wenigsten das Beißen zu verwehren, indem er ihm die Schnauze mit dem linken Arme gegen die Schultern drückt, bis er den günstigen Augenblick ersehen kann."

„Jetzt stößt er ihm den bewußten Dolch in die Rippen, und dreht diesen so lange darin herum, bis die Bestie brüllend zu Boden stürzt. Nun hat der Jäger gewonnenes Spiel, und kann dem Bär das Garaus machen, ohne daß die mindeste Gefahr dabey ist. — Auf diese Art habe ich, wie gesagt, an sechzig schöne Bärenhäute gekriegt."

„Einmal indessen" — fuhr der gute

gesprächige Alte fort — „hätten mir ein Paar solche zottige Beeste beynahe das Garaus gemacht — Stellen Sie Sich einmal vor, ich komme eben den Berg herab, und ehe ich michs versehe, steht ein großer grimmiger Bär vor mir.“

„Alle Wetter! was er brummte und wie er die Zähne fletschte. — Indessen hätte mich das alles nicht irre gemacht, aber zum Unglück kam die Bärin mit ihren Jungen dazu — Nun können Sie denken! — Heilige Frau von Heas! — Es lief mir eiskalt über den Rücken!

Was sollte ich anfangen? — Vorwärts konnte ich nicht, rückwärts giengs auch nicht an — Rechts war ein Abgrund, links

eine Felsenwand — Alle Wetter! — Da hieß es: Muth gefaßt, wenn du nicht mir nichts, dir nichts zerrissen seyn willst — Eilends suchte ich mich also gegen die Felsenwand zu schmiegen, während die zottige Compagnie mit wildem Gebrumme näher kam."

„Sie stehen still, sie sehen sich um, sie beriechen den Boden, bis endlich der Bär bey mir vorbey marschirt. Schon denke ich halb und halb davon gekommen zu seyn, als er sich plötzlich neben mich stellt. Erschrocken will ich einige Schritte herunter rücken. — Vergebens — Auf die andere Seite hat sich die Bärin postirt. Jetzt denken Sie Sich, wie mir zu Mu-

the war. Sie hatten mich beyde in die Mitte genommen, so daß mein Hut an ihre zottigen Schnauzen stieß."

„Indessen stand ich völlig unbeweglich, schlug die Augen nieder, und hielt den Athem zurück. Langsam passirten nun die zarten Sprößlinge vorbey, während der Herr Papa mir manchen Rippenstoß gab. Nicht lange, so machte sich die Frau Bä- rin auf, bis endlich — dem Himmel sey Dank— auch der Herr Ehegemahl seinen Posten verließ."

„Mehrmals schien er sich indessen dro- hend nach mir umzusehen, stand still, be- roch die Gebüsche, wühlte in der Erde und

so weiter, kurz er zog sich mit der größten Vorsicht zurück."

„Kaum hatte ich ihn aber aus dem Gesicht verloren, als ich das Weite suchte, und in vollem Rennen den Berg hinunter lief. — — Doch — es ist spät — Margarethe! — Die Herren müssen zu Bette gehen!

XIII.

F i s c h e r.

Es war am siebzehnten April 1793. Nachmittags um vier Uhr, als ich zu einem Thore von Basel hinaus gieng, das ich für das Oberthor nach der Seite von Rheinfelden hielt.

Ohne etwas Arges zu ahnden, wanderte ich rasch und lustig im Angesichte

des Rheines hin, plötzlich werde ich ein Wachthaus, eine Menge Soldaten in blauer Uniform, und eine stark besetzte Batterie gewahr. — „Es sind Schweizer!“ — sage ich zu mir selbst — „Ja! ja! es ist ein Grenzpiket.“

So komme ich näher, in dem Augenblicke ruft mich die Schildwache an. — „*Votre passeport!* — *Je viens de Bâle* — *Le voici* *) — Ich will ihn heraus nehmen, aber leider hatte ich ein anderes

---

*) Ihren Paß — Ich komme von Basel — Hier ist er!

Kleid angezogen, und mein Portefeuille nicht zu mir gesteckt. *)

Ich will mich entschuldigen, aber schon dringen die übrigen Soldaten mit wüthendem Geschrey auf mich herein — „*Ah Traitre! — Autrichien! — Aristocrate!*

---

*) Man wird sich bey der Lektüre dieser kleinen Erzählung leicht überzeugen, daß eigentlich nur die Unvorsichtigkeit des Verfassers tadelnswerth ist. Wie würde man wohl (1793.) in einem ähnlichen Falle mit einem Franzosen umgegangen seyn? Übrigens wird vielleicht dieser Aufsatz einigen Lesern noch aus Girtanners politischen Annalen II. B. S. 434. ff. erinnerlich seyn.

— *Espion!* *) Alles schimpft und flucht unter einander.

Man zieht die Säbel, man stößt die Bajonete an einander, man faßt mich bey der Gurgel, man reißt mich hin und her und schleppt mich endlich in die Hauptwache hinein.

Plötzlich erhebt sich oben ein schreckliches Getümmel, mehr als funfzig Mann stürzen die Treppe hinunter, und stürmen alle mit Fragen und Schimpfwörtern auf mich hinein — *Qui êtes Vous? — D'ou venez Vous? — Ou allez Vous? — Au-*

---

*) Ha Verräther! — Österreicher! — Aristokrat! — Spion!

trichien! Aristocrate etc. — war der beständige Refrein davon. *)

Ich gestehe es, ich war recht sehr erschrocken. — „*Pour l'amour de Dieu!*“ — rief ich aus — „*Faites moi parler à votre officier!*“ — *Je ne suis ni Autrichien, ni espion! Je suis de vos amis! Je suis bon patriote!*“ **)

---

*) Wer sind Sie? — Wo kommen Sie her? — Wo wollen Sie hin?

**) Um Gotteswillen — Lasset mich mit Eurem Offizier sprechen! — Ich bin kein Österreicher und kein Spion — Ich bin ein guter Freund von Euch, ein guter Patriot.

In dem Augenblicke erscheint der Offizier, ich bitte ihn seine Leute zum Schweigen zu bringen, aber leider vermag er es nicht. Endlich zieht er seinen Degen.

„*Au nom de la nation! — Silence mes freres!*“ *) — Jetzt ward es still, und er führte mich in sein Zimmerchen hinauf.

„Wer sind Sie? — Wo sind Sie her? Was wollen Sie hier?“ — Man kann denken, was ich zur Antwort gab. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich nun erfuhr, daß ich auf französischem Boden, und in der Nähe von Hüningen sey.

---

*) Im Namen der Nation — Ruhig Brüder!

Vergebens ersuchte ich ihn mich bis zur Ankunft meines Passes in Arrest zu behalten. — „*Il faut aller à Huningue!*“ — wiederholte er mir unaufhörlich — „*C'est là qui on va verifier vos papiers!*“ *)

Damit rief er seinen Sergeanten, und in wenig Minuten war das Commando in Bereitschaft.

So ward ich denn stattlich genug in der Mitte von sechs Volontairs nach der

*) Sie müssen nach Hüningen; dort wird man Ihre Pässe untersuchen.

Festung transportirt — „*Ah!*" — riefen sie mir ziemlich energisch zu — „*Nous aurons le plaisir de te voir à la lanterne — C'est ce que nous verrons!*" *) — antwortete ich so herzhaft als möglich, und so gieng es unter Schreyen und Schimpfen zum Thore hinein.

„*Arrêtez!*" **) — Der Unteroffizier überliefert mich, und der wachthabende Offizier ruft sechs Mann zu einem neuen Commando herbey. Wir marschiren fort, und

---

*) Wir werden das Vergnügen haben Dich am Laternenpfahl zu sehen! — Das wird sich zeigen! **) Halt!

und kommen bald darauf in dem Hause des Maire an.

Der brave Mann! — Er legte zwar sein freundliches Gesicht in so ernsthafte Falten, als es ihm nur immer möglich war, aber er hörte mich doch mit vieler Aufmerksamkeit an. Endlich, was ist zu thun?

„*Il faut envoyer à Bâle pour faire chercher vos pappiers*“ — „*Très volontiers Citoyen! — Vous me rendez la vie!*“ *) — Sogleich schrieb ich ein Bil-

*) Sie müssen nach Basel schicken, um Ihre Papiere holen zu lassen — Von Herzen gern — Sie flößen mir neues Leben ein.

let an Herrn Iselin zu den drey Königen, bezeichnete ihm meine Brieftasche, worinne mein Paß liegen würde, und bat um schleunige Übersendung.

Der Bote ward fortgeschickt, das Commando entlassen, und ich unter Aufsicht in das Gemeindehaus gebracht — „*C'est la pure formalité!*“ *) — sagte der ehrliche Greffier zu mir, der mich hinführen sollte — „In höchstens einer Stunde wird alles in Ordnung seyn!“

So traten wir in sein Stübchen, wo seine kranke Frau zu Bette lag. — Es

*) Es ist nichts als eine Formalität.

war mir zu warm darin, er führte mich also die Treppe hinauf in den Versammlungssaal des Jacobinerklubs. — „Hier haben Sie die Zeitungen!" — sagte er — „Ich werde bald wieder bey Ihnen seyn!" — So verließ er mich, und ich hatte nun Zeit genug, mich in dem sogenannten — „*Salle du Club*" — nach Muse umzusehen.

Es war eine ziemlich große, drey bis vier Fenster breite Stube, deren Wände wohl einmal weiß gewesen seyn mochten, und die von einigen ziemlich ärmlichen Kronleuchtern erleuchtet ward.

Eine Menge schlechter hölzerner Bänke, meistens ohne Lehnen, liefen im Halb-

zirkel um eine Art von Bühne herum, die aus ungehobelten Bretern zusammen geschlagen und höchstens drey Viertel Elle hoch war.

Auf dieser Bühne standen ein alter plüschener Stuhl, zwey Bänke und ein Tisch mit einem groben verschossenen Teppich bedeckt. Über dem Stuhle hieng der republikanische Eid in Folio, rund herum sah man eine Menge Papierschnitzel, Tuchfasern u. s. w. verstreut, summa das Ganze sah im höchsten Grade schmutzig und ärmlich aus. Ich nahm den Präsidentenstuhl ein, und las meine Zeitungen mit vieler Muse durch.

Unterdessen fieng es an dunkel zu werden, ich gieng also hinunter, um zu hören, ob der Bote wieder zurück gekommen sey. Es vergieng wohl eine halbe Stunde, während ich mich mit der Kranken unterhielt, endlich trat der gute Greffier lustig zur Thüre herein. — *Tout va bien!* — *Voilà votre portefeuille!* *)

Augenblicklich eilte ich nun zum Maire, und in wenig Minuten war alles abgethan. Ich bekam einen neuen Paß, um morgen nach Basel zurück zu kehren, und ward für diese Nacht unter die „*Sou-*

---

*) Alles geht gut! — Hier ist Ihr Portefeuille.

regarde de la nation, et de la loi" *) gesetzt.

Da nun in den Wirthshäusern alles mit Volontairs angefüllt war, so bot mir mein ehrlicher Greffier ein Nachtlager in seinem Hause an. Wir hielten dabey ein frohes Abendessen zusammen, das aus gutem Brode, Braten und Wein bestand, und unterhielten uns von mancherley Dingen, wavon ich aus Mangel an Raum nur folgendes anführen will.

„Ach mein Freund!" — sagte der brave Mann, der in Spanien und Ita-

*) Unter den Schutz der Nation und des Gesezes.

lien gewesen war — „Wenn nur erst wieder Ruhe und Ordnung im Lande hergestellt wäre! Freyheit ohne Subordination — Ihr lieben Leute das geht nicht! — Das Volk muß souverain seyn — Was heißt das? — Rauben, plündern, alles umstürzen, was bürgerliche Ordnung heißt? — Keinesweges? — Was heißt es denn? — Nur unter den Gesetzen stehen u. s. w.

Nach Tische kamen zwey Nationalgardisten — „Die Preußen und Österreicher — sagten sie — sind unsere gefährlichsten Feinde. — Werden wir überwunden, so sind wir für immer verloren!"

„überwunden?“ — fiel meine kranke Wirthin ein — „überwunden werden Franzosen nie, aber wohl verrathen. — Überwunden werden sie nie — das ist unmöglich — denn sie wissen was ihrer wartet, ein König und Fesseln.

Man sprach endlich von der Stimmung der Nation — „Der größte Theil sey höchst unzufrieden. — Man klage, man wolle bey dem kleinsten Verluste verzweifeln.“ — Der eine Gardist meinte, man müsse diese Leute bezeichnen, man müßte ihnen ein halbes Ohrläppchen abschneiden, damit sie Jedermann kenntlich wären u. s. w.

Endlich schlug es zehn Uhr, mein Wirth lautete die Glocke zum Zeichen, daß die Schenken geschlossen werden sollen, und Jedermann trennte sich.

So führte er mich in ein Schlafgemach, was Archiv und Rüstkammer des Klubs zugleich zu seyn schien, so viel Papiere, Trommeln und Piken waren darin zu sehen. Übrigens waren die Wände und Thüren mit lauter Decreten des Convents u. s. w. beklebt. — Ich war ziemlich ermüdet und schlief daher, trotz des unaufhörlichen Rufens der Schildwachen, endlich gegen Mitternacht ruhig ein.

Am andern Morgen brachte mich mein guter Wirth, dem ich einen Laubthaler

für seine Bewirthung gab, auf die Heerstraße, worauf ich denn ohne weitere Abentheuer und ohne von den Cavallerieposten an der Gränze visitirt zu werden, früh um sieben Uhr wieder in Basel ankam.

Ende des vierten und letzten Bändchens.

Ankündigung.

Bergreisen

von

Christian August Fischer

Zwey Theile

Leipzig

bey Johann Friedrich Hartknoch

Bestellungen in allen guten Buchhandlungen zu machen.

Der erste Theil wird die interessantesten Parthieen aus den Pyrenäen, der zweyte aus den Rhätischen und aus den See-Al-

pen enthalten. Bey beyden wird das Lebendige (Einwohner, Sitten u. s. w.) mit besonderer Liebe bearbeitet werden, auch wird man eine Menge Anekdoten aus der Geschichte des letzten Krieges darin finden. Das Äußere soll so eingerichtet werden, daß auch dieses Werk zu dem Gemälde von Madrid, Valencia u. s. w. Suite machen kann. Liebhaber von Prachtausgaben, die ihre Exemplare auf Velinpapier zu haben wünschen, belieben ihre Bestellungen spätstens bis zur Michaelis-Messe darauf zu machen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

X III. 89.

H H

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fischer, Christian August,

Neue Reiseabentheuer

Bd.: 4

Posen und Leipzig (1803)

It.coll. 28-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465392-2